

## Zur Deutung des römischen Kernes im Trierer Dom.

Von

Franz Oelmann.

Die ersten wissenschaftlichen Aufnahmen des Trierer Doms lieferte im Jahre 1839 der Architekt Christian Wilhelm Schmidt, der bei dieser Gelegenheit den darin steckenden römischen Kernbau bereits im wesentlichen richtig herauschälte. Seitdem hat die Beschäftigung mit der Deutungsfrage dieses merkwürdigen römischen Gebäudes nicht aufgehört, ohne dass jedoch bis heute eine befriedigende Lösung gefunden wäre. Für den Versuch einer neuen und, wie ich hoffe, überzeugenden Erklärung, die im Folgenden vorgelegt wird, konnten als Grundlage nur die bisherigen Veröffentlichungen über den Dom benutzt werden. Diese an Ort und Stelle im Einzelnen nachzuprüfen oder gar durch erneute Untersuchung des baulichen Bestandes zu ergänzen, war mir — von Bonn aus — nicht möglich und lag auch nie im Plane dieser Arbeit, die sich als beiläufige Frucht einer eingehenden Beschäftigung mit dem antiken Wohnbau ergab. Es ist also nicht beabsichtigt, einer allerdings wünschenswerten neuen Veröffentlichung des Bauwerks vorzugreifen, die sowieso nur in Trier selbst geschehen könnte<sup>1)</sup>.

Über den baulichen Bestand des Domes und den römischen Teil im besonderen unterrichten folgende Veröffentlichungen.

1. Cbr. Wilh. Schmidt, Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung, 2. Lieferung, 1839, S. 1 mit Ab-

---

1) Für die Ausstattung dieser (I) und der folgenden Arbeit über das Hilani (II) mit den nötigen Abbildungen hatten wir uns der Unterstützung durch das Archäologische Institut in Berlin und folgende Verleger zu erfreuen, denen an dieser Stelle für Entgegenkommen öffentlich gedankt sei. Druckstöcke stellten zur Verfügung das Arch. Institut für II Abb. 3, 5, 12, 14, 27, die Vereinigung wissenschaftlicher Verleger in Berlin für I Abb. 9, II Abb. 4, 8, 25, 38 und Taf. V 3, E. Diederichs in Jena für I Abb. 17, 21 und 23, A. Schroll in Wien für I Abb. 10; die Anfertigung von Galvanos gestatteten J. C. Hinrichs in Leipzig für Taf. VI 1 und die Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart für Taf. VI 2. Die genaue Herkunftsbezeichnung der einzelnen Bilder ist aus der Unterschrift oder dem Text zu entnehmen

bildung des römischen Teils auf Tafel 1 und 3. Es ist eine für ihre Zeit vortreffliche Arbeit, in der die Baugeschichte in ihren Grundzügen richtig dargestellt und, wie schon erwähnt, der Umfang der römischen Teile im wesentlichen zutreffend bestimmt worden ist. Von der Fassadenbildung und der Fensterverteilung hatte Schmidt allerdings noch irrige Vorstellungen, auch ergänzte er an der Ostseite eine Apsis, was durch spätere Untersuchungen sich als falsch herausstellte.

2. J. N. von Wilmowsky, *Der Dom zu Trier in seinen drei Hauptperioden, der römischen, der fränkischen, der romanischen*, Trier 1874, mit 26 Tafeln. Das Werk ist das Ergebnis einer Jahrzehnte langen, höchst eindringenden Beschäftigung mit dem Gebäude, und wenn auch der Befund nicht in allen Einzelheiten richtig gedeutet erscheint, so machen doch Beschreibung und insbesondere die Aufnahmen den Eindruck grosser Treue und Zuverlässigkeit. Wilmowsky konnte, nachdem er 1842 nach Trier gekommen war, nicht nur die Mauern unter Entfernung des Mörtelbewurfs aufs Gründlichste untersuchen, sondern auch in den Jahren 1848—1858 den Bau bis auf den römischen Fussboden ganz durchgraben und an einigen Stellen sogar bis auf den gewachsenen Boden hinabgehen<sup>1)</sup>. Sein Werk bildet den Ausgangspunkt für unsere Untersuchung.

3. W. Schmitz im Bericht über die Tätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz 1898/99 (*Bonner Jahrb.* 105, 1900, S. 229 ff. mit Abb. 22 ff.) berichtet über die Ausgrabung und Wiederherstellung der älteren Ostkrypta, wobei Wilmowskys Beobachtungen im wesentlichen bestätigt wurden. Über die Konservierung der römischen Funde vgl. Schmitz im Bericht über die Tätigkeit der Provinzial-Kommission 1900/01 (*Bonner Jahrb.* 108/9, 1902, S. 337).

4. F. Hettner im Bericht über die Tätigkeit der Provinzialmuseen 1899/1900 (*Bonner Jahrb.* 106, 1901, S. 215) berichtet kurz über die Durchgrabung des Geländes zwischen Dom und Liebfrauenkirche, jedoch ohne die Pläne zu geben, die noch unveröffentlicht im Provinzialmuseum in Trier liegen. Ebendort befindet sich auch ein Gipsmodell, in dem der wichtigste Teil des Ausgrabungsbefundes festgehalten wurde. Vgl. dazu Krüger, *Trierer Jahresbericht I*, 1908, S. 7 und *Bonner Jahrb.* 117, 1908, S. 371.

5. J. Wiegand im Bericht über die Tätigkeit der Prov.-Kommission für die Denkmalpflege 1909/10 (Beilage zu *Bonner Jahrb.* 120, 1911), S. 57 f. berichtet über die im Jahre 1906 vorgenommene Neuuntersuchung des in der

---

1) Vgl. dazu F. de Roisin, *La cathédrale de Trèves*, 1861, S. 21; G. Kentenich, *Trierische Heimatblätter I*, 1922, S. 2 f. — Ein rühmliches Zeugnis für den Geist, in dem der Domkapitular arbeitete, bildet die Art, wie er bei den Wiederherstellungsarbeiten im Dome bemüht war, die älteren Bauperioden, insbesondere die römische, leicht erkennbar zu machen. So liess er z. B. bezeichnende Wandteile, wie die Aufsätze der Ziegelbögen, frei vom Verputz, so dass seine Feststellungen heute noch mühelos nachgeprüft werden können. Mit solchen Verfahren, die den modernsten Grundsätzen der Denkmalpflege entsprechen, ist er seiner Zeit weit vorausgeeilt.

Mitte gelegenen Wasserbeckens sowie des Südwesttores. Vgl. dazu den Vortrag über „Untersuchungen im Dom gelegentlich seiner Wiederherstellung“ in den Trierer Jahresberichten IV, 1911 (ersch. Trier 1913) S. 5 f.

6. F. Kutzbach in der Trierer Landeszeitung 1921 Nr. 98 (vom 29. April) teilt einige Beobachtungen mit, die wohl z. T. den im Provinzialmuseum bewahrten Aufnahmen der Grabungen an der Südseite des Doms entnommen sind, sowie eine Reihe Vermutungen über die Baugeschichte und ehemalige Ausdehnung des römischen Kerns, die indessen ohne sorgfältige Bekanntgabe der etwa zu Grunde liegenden Beobachtungen gar nicht nachzuprüfen und daher einstweilen nicht zu verwenden sind.

#### Der bauliche Bestand.

Auf Grund dieser Veröffentlichungen lässt sich das Wesentliche des baulichen Bestandes wie folgt zusammenfassen.

Der römische Bau war eine quadratische Halle von rund 40 m Seitenlänge und mindestens 25 m Höhe. Als Baustoff ist in den Fundamenten und untersten Wandteilen Kalkstein, z. T. von älteren Bauten stammend, verwendet, im Aufgehenden roter Sandstein mit eingelegten Ziegelschichten, für alle Bögen sowie Tür- und Fenstergewände Ziegel. Bindemittel ist ein heller, stark kalkhaltiger Mörtel ohne Beimischung von Ziegelmehl. Als Deckenstützen waren im Innern vier monolithe Syenitsäulen mit Marmorkapitellen korinthischer Ordnung angeordnet, die durch vier grosse und acht kleinere Gurtbögen untereinander und mit acht gegenüberliegenden Wandpfeilern verbunden waren. Die von den kleineren Gurtbögen getragenen Wandteile waren wahrscheinlich, wie bei der fränkischen Restauration, von je zwei rundbogigen Öffnungen durchbrochen, offenbar zur Verminderung des Gewichts und zur Ersparnis von Baustoff (Wilm. S. 36).

Die nach Westen blickende Frontseite des Gebäudes (Wilm. Taf. Ia, danach hier Abb. 1), durch zwei schmale Wandpfeiler vertikal gegliedert in einen breiten Mittel- und zwei schmalere Seitenabschnitte, ist durch rundbogige Tür- und Fensteröffnungen fast völlig aufgelöst: eine riesenhafte Mittelöffnung von rund  $12\frac{1}{2}$  m Breite und 18 m Höhe, begleitet von zwei halb so breiten Seitentoren mit je einer fast ebenso grossen Fensteröffnung darüber, und diese ganze triumphbogenartige Türegruppe überlagert von einer Reihe von fünf kleineren Fenstern, davon drei eng zusammengeschlossen über dem Mitteltor und je eins in den seitlichen Wandabschnitten. Die Fassade ist schliesslich eingefasst von zwei schmalen Treppentürmen, deren Stümpfe noch erhalten sind. Sie sind wohl nicht ursprünglich mit geplant gewesen, denn ihr Fundament ist an den Hauptbau nur angelehnt, wogegen das Aufgehende eingebunden ist.

Die drei übrigen Seiten des Gebäudes sind im Ganzen gleichmässig gestaltet. Sie zeigen jede zwei Reihen von je fünf rundbogigen Fenstern übereinander, von denen die mittleren drei immer zu einer Gruppe zusammengefasst sind, so dass sich die Innenteilung des Gebäudes aussen widerspiegelt. Je

zwei schmale Türen in der Nord- und Südwand führten möglicherweise in eine umlaufende Porticus, die aber später beseitigt worden ist. Darauf deutet sowohl die Nischendekoration zwischen den beiden Türen der Nordseite als auch eine Anzahl Balkenlöcher, die in dem Aufriss bei Wilmowsky Taf. VIII unmittelbar unter der untersten Fensterreihe sichtbar sind. Während Nord- und Südseite völlig glatt sind, war die Ostseite entsprechend der Westfront durch zwei Wandpfeiler gegliedert. Das ganze Gebäude ist aussen mit feinem, geglättetem weissem Putz überzogen gewesen. Gerade für die Westseite wird

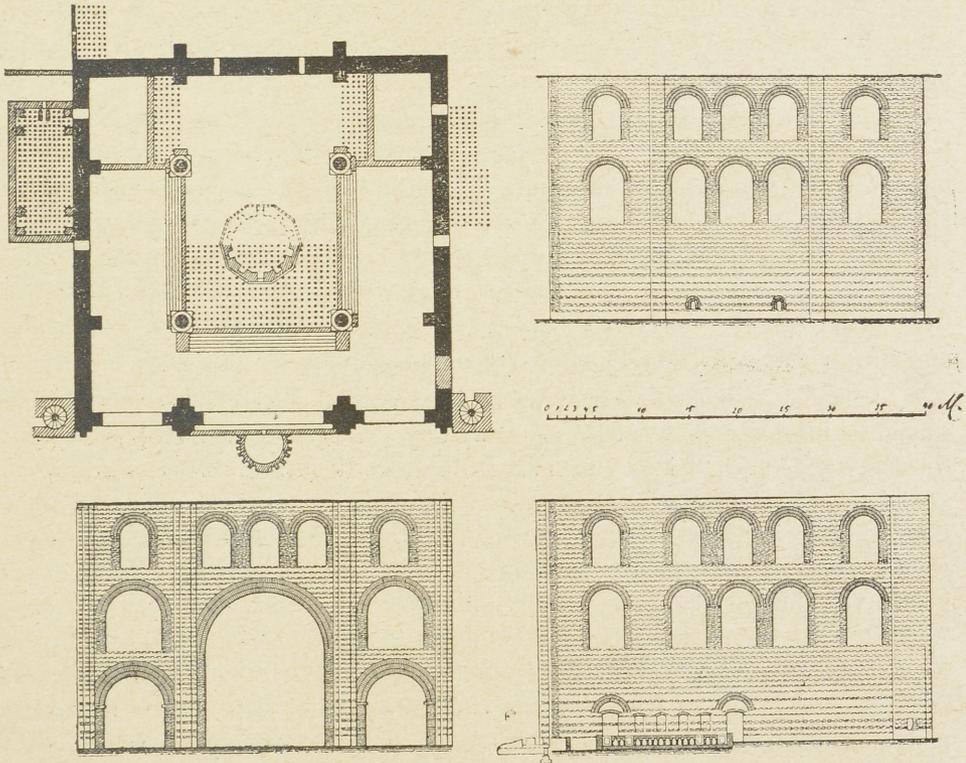


Abb. 1. Kernbau des Trierer Doms, Grundriß und Aufriß der West-, Ost- und Nordseite. Maßstab 1:800.

das von Wilmowsky ausdrücklich bezeugt, wodurch einer neuerdings geäußerten Vermutung, der quadratische Saal habe nur den östlichen Abschluss eines an der Stelle der Popponischen Erweiterung vorhandenen gewesen Langbaus gebildet, der Boden entzogen wird.

Das Innere des Gebäudes zeigt mehrere bemerkenswerte Einbauten. Zunächst steht in der Mitte des Saales ein grosses Wasserbecken von zehneckigem Grundriss und 9 m Durchmesser. Es gehört nach den Untersuchungen von Wiegand sicher zur ursprünglichen Einrichtung und ist nicht etwa erst später eingebaut worden. Ferner befand sich an der Rückwand des Saales ein grosses Podium von etwa 1,20 m Höhe, das ursprünglich nur bis zu dem öst-

lichen Säulenpaar reichte und durch fünf Stufen zugänglich war. Auf seinem Rande standen „8 Zoll dicke Säulen von rotem Porphy, grün gestreiftem und grau geädertem Marmor“ (Wilm. S. 25). Der Boden dieser Tribüne war suspendiert, sie war also heizbar. Die beiden Schürlöcher sind in der Ostwand noch erhalten (Wilm. Taf. IX). Nach Wilmowskys Untersuchungen (a. a. O. S. 26) gehört die Tribüne gleichfalls zum ältesten Bestande des Baus und ist nicht nachträglich hinzugefügt worden. Wohl aber hat sie noch in römischer Zeit eine Erweiterung erfahren, und zwar seitlich bis zur Nord- und Südwand des Saales und nach vorn bis zum westlichen Säulenpaar, so dass das Wasserbecken unter dem Boden der vergrösserten Tribüne verschwand. Zu erwähnen ist noch, dass sich für die Annahme von Emporen im Innern keinerlei Anhaltspunkte gefunden haben.

Die Innenausstattung ist durch die Funde hinlänglich bekannt, der Fussboden war mit weisslichen Marmorplatten belegt, die Wände trugen in ihrem unteren Teile (bis zur Höhe der unteren Fensterbänke) gleichfalls mehrfarbige Marmortäfelung, im oberen Teile einen Belag von Goldglasmosaik (Wilm. Taf. V). Ebenso waren die Gurtbögen sowie die Kassettendecke dekoriert. Die Fenster waren verglast. Für den so erzielten, ganz auf farbige Wirkung gestellten Gesamteindruck des Innern ist mit Recht auf die Markuskirche in Venedig und die Schlosskapelle in Palermo verwiesen worden.

Von der Stellung des Baus zu seiner Umgebung ist ein klares und vollständiges Bild bis jetzt nicht zu gewinnen, da diese zu wenig untersucht worden ist. Nur soviel lässt sich sagen, dass er nicht den Teil eines grösseren, geschlossenen Gebäudemassivs gebildet hat, sondern dass er ein isolierter, seine Umgebung weit überragender Bau war. Zwar haben sich an allen drei Seiten — die Westseite ausgenommen — kleinere heizbare Anbauten gefunden, aber keiner von ihnen steht im Verbande mit dem Saalbau, sie sind vielmehr ohne Ausnahme sicher später. Das ist besonders deutlich bei dem Anbau an der Nordseite, der auf die beiden hier befindlichen Türen gar keine Rücksicht mehr nimmt. Vor der Westfront des Gebäudes befand sich ein mit Kalksteinplatten belegter freier Platz, der sich aber zum mindesten nach Süden nicht über den späteren Popponischen Anbau hin ausdehnte. Hier haben die Grabungen von 1906 vielmehr spätrömische Bebauung ergeben, darunter einen Raum mit einem grossen runden Wasserbecken, das vielleicht mit der späteren Benutzung des Doms in Verbindung zu bringen ist. In grösserer Tiefe wurde ferner eine früh-römische Strasse, in nordsüdlicher Richtung ziehend, festgestellt, die damals längst kassiert gewesen sein muss.

Für die Dachlösung ist man nur auf Vermutungen angewiesen. Es gibt folgende Möglichkeiten.

1. Einfaches Satteldach, wie Wilmowsky (Taf. IIa) es angenommen hat. Dann stehen jedoch die schwächtigen Treppentürme, besonders wenn sie so unnötig hoch geführt werden wie in der Wilmowskyschen Rekonstruktion, in

einem zu ungünstigen Verhältnis zu der kubischen Massigkeit des Gebäudes, als dass die Lösung irgendwie ansprechen könnte<sup>1)</sup>.

2. Einfaches Zeltdach. Dabei würden die Unstimmigkeiten mit den Treppentürmen fortbestehen, eine weitere Schwierigkeit liegt aber in Folgendem. Der Aufriss der Ostwand bei Wilmowsky (Taf. IX) zeigt über dem Sandsteinmauerwerk von der Höhe der Westseite (vgl. Taf. VII) noch einen rund  $3\frac{1}{2}$  m hohen Aufsatz aus Kalkstein mit Ziegeldurchschuss, den Wilmowsky wohl für römisch gehalten hat, ohne sich jedoch im Text darüber auszusprechen. Ist dieses Kalksteinmauerwerk wirklich römisch, so ist hier an der Ostseite nur ein Giebel möglich, oder aber das ganze Gebäude muss bis zum Gesims wenigstens  $3\frac{1}{2}$  m höher gewesen sein als Wilmowsky in seiner [Rekonstruktion angenommen hat.

3. Basilikale Überhöhung des Mittelschiffs mit Satteldach und Pultdächern über den Seitenschiffen. Bei dem quadratischen Grundriss wenig wahrscheinlich.

4. Basilikale Überhöhung des grossen Mittelquadrums mit Sattel- oder Zeltdach und umlaufendem Pultdach.

5. Basilikale Überhöhung des Mittelquadrums und gleichzeitige Höherführung der kleineren Eckquadrate, wobei über den übrigbleibenden oblongen Teilen Pultdächer oder, wenigstens an der West- und Ostseite, auch Giebel mit Satteldächern zu denken wären, also eine Lösung nach Art von S. Maria delle cinque torri in San Germano bei Montecassino (Ende VIII. Jahrh.), die schon Schnaase als nahen Verwandten anführte<sup>2)</sup>. Erst diese Lösung würde, glaube ich, eine wirklich befriedigende Einordnung der Treppentürme in die westliche Schauseite ermöglichen, indem sie nun die massige Dreitürmegruppe seitlich ausklingen liessen (Abb. 25). Trifft die Lösung das Richtige, so ergäbe sich weiter die bemerkenswerte, aber im Grunde wenig überraschende Tatsache, dass der Baumeister der Popponischen Westfront sich in noch stärkerem Masse an den römischen Bau angeschlossen hätte als bisher angenommen wurde. Es wären dann nicht nur die Grundrissanordnung des Erweiterungsbaus sowie das Motiv der grossen Erdgeschossbögen — ferner die Fensteranordnung in der Nord- und Südwand, und die Technik nicht zu vergessen! — dem alten Bau entlehnt, sondern auch die Idee der beiden Westtürme mit den angelehnten

1) Stützen liesse sich diese Auffassung allenfalls durch das merkwürdige Terrakottarelief in Neapel (Mus. S. Angelo), wo das Verhältnis zwischen der dreitorigen Giebelfront und den flankierenden Türmen ähnlich ist. Aber gerade in den Grössenverhältnissen sind derartig kleine Nachbildungen grosser Architekturen meist sehr unzuverlässig. Vgl. Fiechter, Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters, 1914, S. 102 und 110 mit Abb. 98; die ältere Literatur bei M. Bieber, Denkmäler zum Theaterwesen, 1920, S. 183.

2) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste<sup>2</sup> III 1, 1869, S. 66; H. Hübsch, Die altchristlichen Kirchen, 1862, S. 48 Taf. 19 und 20; Mothes, Die Baukunst des Mittelalters in Italien I, 1884, S. 147; A. Essenwein, Die Ausgänge der klassischen Baukunst, 1886, S. 120 f. Abb. 174 und 175; E. Bertaux, L'art dans l'Italie méridionale I, 1904, S. 92 (danach angeblich Nachahmung einer byzantinischen Fünfkuppelkirche, aber ohne Kenntnis der Kuppelwölbtechnik).

Treppentürmen. Und die Ähnlichkeit der popponischen mit der römischen Westfassade würde noch grösser werden, wenn die Westapsis ursprünglich gar nicht im Plane lag, sondern, wie Wilmowsky annimmt, erst vom Erzbischof Bruno vorgebaut wurde<sup>1)</sup>. Der römische Bau aber würde nunmehr in die Reihe der spätantiken Zweitürmefassaden von der Art syrischer Kirchen wie in Ruweha, Turmanin usw. hineinrücken, was bei den sonstigen Beziehungen des Baues zum Osten gar nicht so verwunderlich wäre<sup>2)</sup>. Er wäre als frühester Vertreter dieses Fassadentypus im Westen insofern von Bedeutung, als man dann das scheinbar unvermittelte Auftreten der Zweitürmefassade in der romanischen Baukunst nicht mehr mit de Vogüé durch eine Übernahme aus Syrien oder mit R. Schultze aus den römischen Stadttoren zu erklären brauchte<sup>3)</sup>.

### Die Erbauungszeit.

Für die Ermittlung der Erbauungszeit geben einen terminus post quem zwei Münzfunde. Im Jahre 1852 fand sich „in der südlichen Umfassungsmauer, acht Zoll tief vermauert, im Mörtel einer Ziegelschichte, zwischen dem ersten und zweiten östlich gelegenen Fenster, da, wo die Widerlager der Fensterbogen ihren Anfang nehmen“, ein Kleinerz des Gratian (367—383)<sup>4)</sup>. Der römische Charakter des die Münze umschliessenden Mörtels ist zwar angezweifelt worden<sup>5)</sup>, doch wird ihre Beweiskraft durch eine zweite Münze gestützt, die i. J. 1904 im Mörtel des unteren Stufenmauerwerks des nördlichen Treppenturms gefunden und im Provinzialmuseum zu Trier als Valentinian I (364—375) bestimmt wurde<sup>6)</sup>. Da sie stark abgenutzt ist, wird man den Bau eher der Spätzeit als der Frühzeit des Gratian zuweisen müssen, mit Kutzbach aber noch wesentlich weiter hinabzugehen in die Zeit des Theodosius oder gar ins fünfte Jahrhundert, liegt doch kein zwingender Grund vor. Die Errichtung eines so bedeutenden Baus passt vortrefflich in das glänzende Bild, das die Überlieferung von der Hofhaltung Gratians in Trier bietet, ist aber

1) Wilmowsky a. a. O. S. 48. Ansichten der Westfront bei Schmidt Taf. 2, Wilmowsky Taf. II, 2 (des dritten Teils), Schmitz, Bonner Jahrb. CV, 1900, Tafel zu S. 222 ff. Dagegen hält allerdings Dehio (Handb. der deutschen Kunstdenkmäler IV, 1911, S. 422 f.) die heutige Westfassade trotz der starken Verschiedenheiten im Mauerwerk für eine einheitliche Komposition.

2) Vgl. unten S. 203 Anm. 3.

3) M. de Vogüé, *La Syrie centrale, Architecture*, 1865, S. 24; R. Schultze, Bonn. Jahrb. 124, 1917, S. 17 ff. — Wir dürfen uns allerdings nicht verhehlen, dass eine Schwierigkeit für diese Auffassung in der frühen Vernichtung des ersten Daches liegt. Oder sollte etwa erst Nicetius bei seiner Wiederherstellung des Baus die vermutete Zweitürmefassade geschaffen haben? Vgl. unten S. 206 Anm. 2.

4) Wilmowsky a. a. O. S. 11.

5) St. Beissel, *Stimmen aus Maria-Laach* XXX, 1886, S. 22 ff. und *Geschichte der Trierer Kirchen* I, 1887, S. 97 ff.; danach J. Marx, *Berichtigungen und Ergänzungen zu Kentenichs Geschichte der Stadt Trier*, 1916, S. 3.

6) Vgl. Wiegand in der *Trierer Landeszeitung* vom 7. Mai 1921 und Kutzbach ebenda am 10. Mai 1921.

für die Folgezeit, insbesondere für die Zeit nach 390, wo Valentinian II. Trier endgültig verliess und kein römischer Kaiser mehr dort Hof gehalten hat, höchst unwahrscheinlich.

### Spätere Baugeschichte.

Der Bau hat in der Folgezeit zahlreiche Veränderungen erfahren, die indessen vorerst nur die Inneneinrichtung betrafen. Die Erweiterung der Tribüne nach Norden, Süden und Westen und die damit verbundene Überbauung des Wasserbeckens wurde schon erwähnt. Die grosse Mittelloffnung in der Westseite wurde zugemauert und ein kleines Baptisterium von hufeisenförmigem Grundriss hier angebaut. Ferner wurde in dem westlichen Teil der Südwand eine Tür eingebrochen, vermutlich zur Verbindung mit einem sich hier anschliessenden zweiten Baptisterium. Es war schon Wilmowsky (S. 35) bekannt, wurde aber erst 1906 gründlich ausgegraben. Wilmowsky schrieb alle diese baulichen Veränderungen im Wesentlichen einer Bauperiode zu und erklärte sie aus der Einrichtung des Gebäudes als Bischofskirche, die er in den Anfang des fünften Jahrhunderts setzte. Um das nachprüfen zu können, bedarf es weiterer Untersuchungen und vor allem der Veröffentlichung der Grabungen von 1906.

In diesem Zustande fiel der Bau einem grossen Brande zum Opfer, bei dem die Säulen zerbarsten und das ganze Innere zusammenstürzte. Auf dem römischen Fussboden fand Wilmowsky die Trümmer der Säulen noch in ihrer Sturzlage, ferner grosse, noch zusammenhängende Stücke der heruntergestürzten Gurtbögen, zahlreiche Reste des z. T. geschmolzenen Glasmosaiks und der Marmortäfelung, alles eingebettet in eine starke Brandschicht (Wilm. Taf. Ic). Der Bau ist dann im Wesentlichen in gleicher Gestalt wiederhergestellt worden. An die Stelle der zusammengestürzten Säulen traten vier neue monolithische Granitssäulen mit Kompositkapitellen aus Kalkstein, die zwölf Gurtbögen wurden erneuert, jedoch jetzt ohne die Deckziegelschicht über der dritten Radialziegelreihe, der Brandschutt ward eingeebnet und mit einem neuen Steinplattenboden überdeckt, der  $2\frac{1}{2}$  Fuss über den römischen zu liegen kam. Er verdeckte die vier unteren Stufen der alten Tribüne, die sich nunmehr nur um eine Stufe über den neuen Boden erhob und ihrerseits einen neuen Marmorbelag erhielt. Die alte Marmortäfelung und der Mosaikbelag der Wände wurde nicht wiederhergestellt, sondern durch bemalten Putz, der die alte Dekoration nachahmte, ersetzt. Das kleine Baptisterium an der Westseite und die Seitenräume an der Nord- und Südseite wurden ausgebessert und weiter benutzt.

Diese Ergebnisse seiner Untersuchung suchte Wilmowsky nun mit der Überlieferung in Beziehung zu setzen. Während er den grossen Brand mit den Verheerungen der Stadt durch die Franken zwischen 411 und 428 in Verbindung brachte, die von Salvian (*De gubernatione dei* VI 72—89) beschrieben sind, bezog er nach dem Vorgange von J. N. von Hontheim auf die Erneuerung des Baues ein Gedicht des Venantius Fortunatus vom Jahre 566, in dem die

Wiederherstellung einer *senior domus*, d. h. wohl der Bischofskirche, durch den Bischof Nicetius erwähnt wird<sup>1)</sup>.

Über dem dem Nicetius zuzuschreibenden Boden fand sich dann noch ein dritter, ganz geringwertiger Estrichboden und darüber wieder eine dünne Brandschicht, die aber nur von einem Brande der Inneneinrichtung, von hölzernen Emporen, nicht des Dachstuhles herzurühren scheint und von Wilowsky mit der Plünderung der Stadt durch die Normannen im Jahre 882 in Verbindung gesetzt wurde.

So hat der Bau seine alte Gestalt behalten bis in den Anfang des XI. Jahrhunderts. Allerdings war er zuletzt so baufällig, dass man keinen Gottesdienst mehr darin zu halten und niemand sich mehr zur Instandsetzung aufs Dach hinaufwagte<sup>2)</sup>. Erst Erzbischof Poppo (1016—1047) wandelte ihn in einen Langbau um, indem er ihn nach Westen um drei Viertel der alten Grösse verlängerte. Dabei wurden von den vier Säulen des alten Baues drei durch Ummantelung zu kreuzförmigen Pfeilern umgewandelt und die vierte (südwestliche) wegen Baufälligkeit völlig durch einen Pfeiler ersetzt. Dass man sich bei dem Erweiterungsbau sowohl in der Grundrisseinteilung wie im Aufbau weitgehend an den römischen Bau anlehnte, wurde schon oben hervorgehoben. Unter Erzbischof Hillin (1152—1169) begann dann eine zweite Erweiterung nach Osten, verbunden mit dem Einbau der Ostkrypta, wodurch der grösste Teil der römischen Tribüne mitsamt der Osthälfte des darunter liegenden Wasserbeckens beseitigt wurde. Einen Aufriss des Doms nach Vollendung der romanischen Erweiterungen gibt Wilowsky a. a. O., Roman. Per., Taf. II. Die obere Fensterreihe, die Brower, Meelbaum, Masen und Wiltheim noch gesehen haben, wurde erst nach dem Brande von 1717 beseitigt, als Nord- und Süd- wand bis auf ihre jetzige Höhe abgebrochen wurden, um die heutige basilikale Dachkonstruktion zu ermöglichen<sup>3)</sup>.

#### Bisherige Deutungen des römischen Baues.

Die Erinnerung, dass die Domkirche bezw. ihr älterer Kern noch aus römischer Zeit stamme, scheint nie verloren gegangen zu sein. Schon die mittelalterlichen Chronisten haben sich offenbar gefragt, was denn dieses römische Gebäude, aus dem die Kirche hervorgegangen ist, für eine Bestimmung gehabt haben möchte, und haben ihre Vermutungen darüber aufgestellt.

1. Die älteste mittelalterliche Quelle, in der vom Trierer Dom die Rede ist, ist die *Vita S. Helenae*, die der Mönch Altmann vom Monasterium

1) J. N. v. Hontheim, *Historia Trevirensis diplomatica* I, 1750, S. 29; Wilowsky S. 15 f. Vgl. den Abdruck der Verse unter den Schriftquellen S. 186.

2) Vgl. den Bericht in den *Gesta Trevirorum*, abgedruckt unten S. 188.

3) Vgl. St. Beissel, *Stimmen aus Maria-Laach* XXX, 1886 und Lager, *Trier. Chronik* I, 1905, S. 49 ff. (Notizen zur Baugeschichte des Doms zu Trier nach dem Brande vom Jahre 1717). Auch bei der Herstellung des Kreuzschiffs wurde die obere Hälfte der nördlichen und südlichen Mauer niedergelegt und neu aufgebaut, vgl. den Aufriss der Nordseite bei Wilowsky Tafel VIII. Danach ist also Krügers gegen- teilige Angabe (*Die Trierer Römerbauten*, 1909, S. 13 f.) zu berichtigen.

Altavillare (Hautevillers) in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts im Auftrage des Bischofs Hinkmar von Reims neben anderen Heiligenleben verfasste. Darin wird zum Ruhme des Trierer Bischofssitzes erzählt, dass die Kaiserin Helena einem Trierer Adelsgeschlecht entstamme, in Trier sehr begütert gewesen sei und ihre domus, ihren Palast, zur Bischofskirche umgewandelt habe. Geschichtlichen Wert haben diese Angaben nicht, sie sind nur bemerkenswert als Zeugnis dafür, dass man die damalige Bischofskirche, die in ihrem baulichen Bestande sich ja noch völlig mit dem römischen Gebäude deckte, keineswegs für einen ursprünglichen Kirchenbau hielt, von dessen Schema er wesentlich abwich. Der damalige Lokalpatriotismus machte kühn aus dem alten Römerbau die domus der heiligen Helena, ebenso wie später die erzbischöfliche Burg, die heutige Basilika, als Palast des Constantin erklärt wurde<sup>1)</sup>.

2. Die Geschichte vom Helenapalast ist dann in die Vita S. Agricii (cap. VII 32), wahrscheinlich eine aus den Jahren zwischen 1070 und 1090 stammende Jugendarbeit des Berengoz, späteren Abtes von St. Maximin in Trier († 1125), übergegangen und nur dahin erweitert, dass die Weihung der Kirche vom Bischof Agricius vorgenommen worden sei<sup>2)</sup>.

3. In dieser Form ist sie weiter in die Gesta Trevirorum (cap. 19) übernommen worden, zu Beginn des zwölften Jahrhunderts<sup>3)</sup>.

4. Chr. Brower, Antiquitatum et annalium Trevirensium libri XXV, I, 1626, S. 251 gibt die Tradition vom Helenapalast unverändert weiter, ebenso J. Masen in der zweiten Auflage des Werkes, I, 1670, S. 220.

5. J. Meelbaum, Sylva academica sive de antiquitate urbis et academiae Trevirorum, 1657, S. 181, zählt unter den Resten des Altertums in Trier an dritter Stelle auf „Basilica S. Petri, olim praetorium, cuius meminit Ausonius in gratiarum actione: *non forum, et basilica olim negotiis plena, nunc votis votisque pro tua salute susceptis; quam et D. Helenae palatium fuisse tradunt.*“

6. Alex. Wiltheim, Luciliburgensia sive Luxemburgum Romanum, geschrieben vor 1694, gedruckt erst 1842, S. 124, hält die Geschichte vom

1) Altmanns Vita S. Helenae ist gedruckt in den Acta Sanctorum zum 18. August, Bd. III (1737) S. 583 ff. Die auf den Dom bezügliche Stelle (cap. I 1) behandelten St. Beissel, Geschichte der Trierer Kirchen I, 1887, S. 124 ff., und im entgegengesetzten Sinne H. V. Sauerland, Trierer Geschichtsquellen des XI. Jahrhunderts, 1889, S. 67 ff., wo ihre Wertlosigkeit als Geschichtsquelle für die römische Zeit nachgewiesen ist. Zur Erklärung des stellenweise etwas dunklen Textes sei noch bemerkt, dass die aureae zetae nicht „goldene Scheidewände“ (Beissel) oder „aus Goldfäden gewirkte Stoffe“ (Sauerland) sind, sondern diaetae, d. h. Zimmer, Wohnräume. — Ähnlich falsche Deutungen durch den Volksmund haben sich vom Mittelalter bis in die Neuzeit die meisten grossen Ruinen der Römerzeit gefallen lassen müssen, vgl. Diepenbach, Palatium, 1921, S. 49.

2) Acta Sanctorum zum 13. Januar, Bd. I, 1643, S. 779; besser bei Sauerland a. a. O. S. 205.

3) Monumenta Germaniae historica X (scriptores VIII), 1848, S. 152.

Helenapalast für glaubwürdig, doch mit der Einschränkung, dass der Palast seine alte Gestalt durch den constantinischen Umbau zur Kirche ganz verloren habe.

7. Joh. Nik. von Hontheim, *Historia Trevirensis diplomatica* I, 1750, S. 9 und 29, und *Prodromus historiae Trevirensis diplomaticae* I, 1757, S. 142 schliesst sich eng an Wiltheim an, den er in diesem Punkte einfach ausschreibt.

8. Chr. Wilh. Schmidt, a. a. O., 1839, S. 31 ff., verwirft die Tradition vom Helenapalast und sieht wie schon Wiltheim und Hontheim in dem Bau eine von Constantin völlig neu erbaute Kirche, und zwar vom Typus des Zentralbaues, der auch sonst für diesen Kaiser zu belegen sei.

9. J. Steininger, *Bemerkungen zur Geschichte des Doms zu Trier*, Trierer Gymnasialprogramm 1839 (wiederholt bei J. Chr. W. Augusti, *Beiträge zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgie*, 1841, S. 222 ff.), erklärt den römischen Kern, den er im Gegensatz zu Schmidt nicht einmal richtig aus dem heutigen Bau herauschält, in recht unklarer Weise für ein *forum nundinarium*. Ebenso *Geschichte der Trevirer* I, 1845, S. 285.

10. G. Schneemann, *Das römische Trier und die Umgegend nach den Ergebnissen der bisherigen Funde*, 1852, S. 32 ff., sieht in dem Gebäude eine *curia*, die erst von Nicetius zur Kirche eingerichtet sei. Dabei bezieht er sich nicht ungeschickt auf Vitruv, *De architectura* V 2, 1, wo gerade für *curiae* quadratischer Grundriss bezeugt wird.

11. F. Kugler, *Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte* II, 1854, S. 114, polemisiert ausführlich gegen Steiningers „Bemerkungen“ und erklärt sich wieder, wie Schmidt, für einen einheitlichen Neubau kirchlicher Bestimmung, doch nicht aus konstantinischer Zeit, sondern erst aus der des Nicetius. Ebenso *Geschichte der Baukunst* I, 1859, S. 104.

12. F. de Roisin, *La cathédrale de Trèves du IV. au XIX. siècle*, 1861, setzt sich wieder für die Zuverlässigkeit der Helenatradition ein. Vgl. auch seine früheren Aufsätze im *Bulletin du comité historique des arts et monuments; archéologie, beaux arts* I, 1849, S. 231 und in den *Annales archéologiques* XII, 1852, S. 33 ff., 154 ff., XIII, 1853, S. 24 ff. 75 ff.

13. H. Hübsch, *Die altchristlichen Kirchen*, 1862, S. 2 ff., mit Plan und Aufriss. Taf. VI 12 u. 13, lehnt den Palast ab und ist für einen einheitlichen Kirchenbau der Helena.

14. J. Marx, *Geschichte des Erzstifts Trier* II 2, 1862, S. 47, schliesst sich der Auffassung Hontheims und Schmidts an, ebenso in seinen *Erinnerungen an Trier*, 1866, S. 10.

15. C. Schnaase, *Geschichte der bildenden Künste* 2. Aufl. III 1, 1869, S. 66 wiederholt gleichfalls Schmidts Grundriss (Abb. 15) und Erklärung.

16. H. Otte, *Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland*, 1874, S. 36 mit Abb. 30 und 31, schliesst sich ebenfalls Schmidt an.

17. J. N. v. Wilmowsky, *Der Dom zu Trier*, 1874, datiert den Bau auf Grund des Münzfundes in die Zeit Kaiser Gratians. Er erklärt die Deutung als Kirche für unmöglich wegen der völligen Auflösung der Westwand

und sieht in dem Bau eine Gerichtsbasilika, die zu Beginn des V. Jahrhunderts zur Bischofskirche umgewandelt sei.

18. F. Hettner, Verhandlungen der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1879 (Leipzig 1880), S. 19 ff., nimmt Wilmowskys Datierung an, lehnt aber seine Deutung als Basilika ab, weil ihr sowohl der quadratische Grundriss wie das Fehlen einer Apsis widerspreche, und greift wieder auf die Schmidtsche Erklärung als Zentralkirche zurück. Dieselbe Auffassung vertritt er noch in einem Vortrage von 1902, vgl. Trierer Jahresberichte III, 1910 (Trier 1911), S. 47.

19. G. Dehio (und G. v. Bezold), Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I, 1884 ff., S. 46 (mit Taf. 12 Abb. 8 und 9), nimmt Wilmowskys Deutung als Gerichtsbasilika an und vergleicht die Raumform treffend mit dem atrium tetrastylum des italischen Hauses. Später (Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler IV, 1911, S. 422) hat er christlich-kirchlichen Ursprung für möglich gehalten, jedoch die Deutung als Taufkirche wegen der Grösse des Gebäudes abgelehnt und schliesslich (Geschichte der deutschen Kunst I, 1919, S. 97) die Frage ganz im Ungewissen gelassen.

20. K. Lange, Haus und Halle, 1885, S. 240 f., hält nur einen Profanbau für möglich, verwirft aber die Bedeutung als Basilica und entscheidet sich unter Berufung auf die schon von Schneemann herangezogene Vitruvstelle für eine curia.

21. A. Essenwein, Die Ausgänge der klassischen Baukunst (Handbuch der Architektur II 3, 1), 1886, S. 57 ff., hält zur Abwechslung das Gebäude für einen „Grabbau“ und rekonstruiert in phantastischer Weise auf dem Zehneck in der Mitte einen Baldachin mit Sarkophag und lässt die heilige Helena darunter begraben sein.

22. St. Beissel, Stimmen aus Maria Laach XXX, 1886, S. 13 ff., und Geschichte der Trierer Kirchen I, 1887, S. 67 ff., insbesondere S. 113 ff., verteidigt wieder mit Feuereifer die kirchliche Tradition vom Helenapalast. Er bestreitet deshalb die Glaubwürdigkeit des Wilmowskyschen Münzfundes, verwendet mit Wilmowsky die drei mächtigen Toröffnungen gegen die Deutung als Kirche und vergleicht mit Recht die drei Tore des Consistoriums im Kaiserpalast zu Konstantinopel.

23. A. v. Behr, Trierer Jahresberichte I, 1908, S. 62 ff., hält wieder den ursprünglich kirchlichen Charakter des Bauwerks für unzweifelhaft. Nach ihm kann der Zehneckbau in der Mitte nur eine „tabernakelförmige Taufkapelle“ sein. Das Ganze sei „der erste Bau der christlichen Staatskirche auf deutschem Boden“. Zurückhaltender äussert sich v. Behr in einem zusammenfassenden Aufsätze über die Wiederherstellung des Domes in der Zeitschrift für Bauwesen LXIV, 1914, S. 67 f.

24. E. Krüger, Die Trierer Römerbauten, 1909, S. 31 f., hält die ursprüngliche Bedeutung des Bauwerks für zweifelhaft. „Der quadratische Grundriss ist eine Eigentümlichkeit gallorömischer Tempel, ein rundes oder viereckiges Wasserbecken in der Mitte in Quellheiligtümern üblich. Vielleicht ist

der Bau mit Anlehnung an solche Vorbilder als christliche Taufkirche errichtet.“

25. J. Wiegand, Trierer Jahresberichte IV, 1911 (Trier 1913), S. 6, weist den Zehneckbau endgültig als Wasserbecken nach, verwirft die Deutung als Kirche wegen der grossen Tore und gelangt selber zur Deutung als Macellum.

26. F. Cramer, Das römische Trier, 1911, S. 90 ff, erwägt die beiden Deutungen als Taufkirche und als Macellum, ohne sich zu entscheiden.

27. H. Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit, 1912, S. 70 und 79, erwähnt dieselben Deutungen, bescheidet sich aber dahin, dass die ursprüngliche Bedeutung des Bauwerks noch unbekannt sei.

Die hier zusammengestellten Deutungsversuche lassen sich in drei Gruppen teilen. Die alte kirchliche Legende, nach der die Domkirche aus dem Palaste der Helena umgewandelt sei, hat sich unwidersprochen bis zu Brower gehalten und ist später nur noch vereinzelt, von de Roisin, Marx und vor allem von Beissel verteidigt worden. Die meisten Anhänger hat die Auffassung gefunden, dass das Gebäude gleich als Kirche errichtet worden sei. Die älteren Vertreter dieser Anschauung, Alex. Wiltheim und J. N. v. Hontheim hielten noch insofern an der alten Tradition fest, als sie einen Kirchenneubau auf dem Gelände oder vielleicht auch auf den Grundmauern des Helenapalastes annahmen, im XIX. Jahrhundert aber hat man diese Beziehung zum Helenapalast ganz fallen lassen (Schmidt, Kugler, Hübsch, Schnaase, Otte, Hettner, Essenwein, v. Behr, Dehio). Daneben ist von Zeit zu Zeit immer wieder versucht worden, das Gebäude als öffentlichen Profanbau zu erklären. Wenn Meelbaum es als praetorium und später Steininger es als forum nundinarium bezeichneten, so ist allerdings recht zweifelhaft, ob sie mit diesen Worten eine wirkliche Vorstellung verbanden. Dagegen beruhen auf methodischer Überlegung die von Schneemann und Lange gegebene Erklärung als curia, ebenso Wilmowskys Deutung als Gerichtsbasilika, der auch Dehio anfangs folgte, sowie schliesslich Wiegands Deutung als macellum. Wie wenig indessen irgendeine dieser Deutungen befriedigen konnte, zeigen die letzten Äusserungen Dragendorffs und Dehios, die sich zu einem ignoramus bekennen.

Wenn wir jetzt versuchen, zu einer eindeutigen Lösung der Frage zu gelangen, so müssen wir uns noch einmal kurz die bezeichnendsten Eigenschaften des Gebäudes vergegenwärtigen. Das sind

1. der quadratische Grundriss mit den vier Säulen im Innern als Deckenstützen,
2. die völlige Auflösung der Vorderwand in eine mächtige Dreibogenfront,
3. das zehneckige Wasserbecken in der Mitte, und
4. die heizbare Tribüne an der Rückwand, die später nach vorn über das Wasserbecken hinaus vergrössert wurde.

Es ist nun zu untersuchen, bei was für Gebäudegattungen die vier bezeichnenden Eigenschaften sonst vorkommen, für welche Gebäudegattungen sie typisch sind.

## 1. Die Raumform (der quadratische Viersäulensaal).

Bei einer Umschau nach quadratischen Sälen, die bei grösseren Abmessungen mit vier Deckenstützen ausgestattet werden, wird der Begriff des Quadratischen nicht zu eng gefasst werden dürfen, es werden vielmehr auch die annähernd quadratischen Räume einbezogen werden müssen. Dass man da nicht trennen darf, lehrt schon ein Überblick über die *curiae quadratae* oder beispielsweise die gallorömischen Tempel, die auch die quadratische Form nicht immer ganz streng wahren und doch immer im offensichtlichen Gegensatz zum oblongen Tempel der Griechen und Römer beharren. Ein geeignetes Kriterium bei der Abgrenzung gegen Lang- und Breitraum bilden schon die vier Deckenstützen, die bei ausgesprochen oblongen Räumen eben nicht mehr ausreichen und vermehrt werden müssen.

Der Gedanke, einem Raum quadratische Form und vier Deckenstützen zu geben, liegt so nahe, dass man ihn während des ganzen Altertums an den verschiedensten Orten verwirklicht findet. Die folgende Übersicht gibt die mir bekannt gewordenen Viersäulensäle in geschichtlicher Abfolge und nach Kunstkreisen getrennt.

1. Ägypten. Auszugehen ist, wie immer, vom Wohnbau. Aus dem alten Reich sind Wohnhäuser bisher nicht bekannt, wohl aber aus dem mittleren und neuen Reich. Die kleine Stadt Kahun, die Sesostri II. um 1900 bei seiner Pyramide am Eingang des Faijûm errichten liess, enthält eine Reihe reicher Wohnhäuser, die alle nach dem gleichen Schema gebaut sind. Soweit erkennbar, ist die sog. tiefe Halle, der Zentralraum des Hauses, immer als Viersäulensaal (etwa  $7\frac{1}{2} \times 7\frac{1}{2}$  m) gebildet<sup>1</sup>). Den gleichen Grundriss zeigen noch die reicheren Häuser der neuen Residenzstadt, die Amenophis IV. ein halbes Jahrtausend später in Tell el Amarna errichtete. Aber hier weist die „tiefe Halle“ nicht so regelmässig vier Deckenstützen auf, wo die Abmessungen geringer sind, begnügte man sich mit zwei oder nur einer Säule oder verzichtete ganz darauf<sup>2</sup>). Umgekehrt werden im Palastbau infolge des grösseren Raumbedürfnisses die Deckenstützen vermehrt. Zwar hat der dem „tiefen Gemach“ des Privathauses entsprechende Thronsaal im Palaste Ramses' II. (19. Dyn.), der zum sog. Ramesseum gehört, ebenfalls vier Säulen, im Palaste seines Nachfolgers Menephta in Memphis dagegen hat er bei grösserer Tiefenausdehnung sechs Säulen, und im Palaste Amenophis' IV. in Amarna — es ist der Saal mit dem bekannten bemalten Fussboden — sowie im Palaste Ramses' III. (20. Dyn.) in Theben-Medinet Habu steigt die Säulenzahl gar auf acht<sup>3</sup>). Die

1) Stadtplan bei W. M. Flinders Petrie, Illahun, Kahun and Gurob, 1891, Taf. 14. Einzelhäuser bei L. Borchardt, Centralblatt der Bauverwaltung XIII, 1893, S. 517 ff. Abb. 4; Deutsche Bauzeitung XXVIII, 1894, S. 200 ff.; G. Steindorff, Zeitschrift für ägypt. Sprache und Altertumskunde XXXIV, 1896, S. 107 ff.

2) Flinders Petrie, Tell el Amarna, 1894, Taf. 38; E. Bell, The architecture of ancient Egypt, 1915, S. 84; L. Borchardt, Zeitschrift für Bauwesen LXVI, 1916, S. 510 ff.

3) Ramesseum: Lepsius, Denkmäler I Taf. 89; Borchardt, Klio XV, 1918, S. 182 Abb. 3. — Memphis: American journal of archaeology XXII, 1918, S. 75 Abb. 1

Zahl der Säulen ist also durchaus nebensächlich und richtet sich nach der Grösse des Raumes.

Im Tempelbau, der von dem gleichen Grundschema ausgeht, es aber weit reicher ausgestaltet<sup>1)</sup>, begegnet der Viersäulensaal gleichfalls nicht selten, ohne dass jedoch auch hier die Viersäuligkeit den Charakter des Zufälligen verlöre<sup>2)</sup>. Typisch scheinen die vier Deckenstützen nur bei einer Gruppe von einzelligen Tempeln in Nubien, im Wadi Awatêb (Naga) und Wadi es Sofra, südlich von Meroë, zu sein<sup>3)</sup>. Sie gehören allerdings durchweg erst der späteren Kaiserzeit an und verdanken ihre prostylen und peripteralen Säulenhallen wohl erst hellenistisch-römischen Einfluss. Aber dass der Typus doch schon altägyptisch ist, zeigt beispielsweise der kleine Tempel der Nechochit, den Amenophis III. bei El Kâb errichten liess<sup>4)</sup>. Unbeeinflusst vom Hellenismus sind auch noch zwei scheinbar isolierte Viersäulensäle, die bei den Ausgrabungen in Meroë zum Vorschein gekommen und vielleicht profanen Charakters gewesen sind<sup>5)</sup>.

2. Vorderasien. Aus Babylonien und Assyrien sind Viersäulensäle weder bekannt noch auch zu erwarten, da hier die Säule unbekannt ist und der ausgesprochene Breitraum unbeschränkt herrscht. Anders im syrischen Kunstkreis bzw. seinem Ausstrahlungsgebiet. Aus Syrien selber kennen wir durch Ausgrabung bisher nur einige wenige Hilanibauten, aber von dem Libanonwaldhause des Salomo in Jerusalem wissen wir wenigstens durch Beschreibung, dass es ein säulenreicher Bau war<sup>6)</sup>. So überrascht es nicht, in dem südlichen Randgebiet des syrischen Kunstkreises, der süd-arabisch-aksumitischen Baukunst, neben sehr grossen hypostylen Räumen auch vereinzelt solche mit vier Säulen zu finden<sup>7)</sup>. Und ebenso begegnen viersäulige

(nach C. S. Fisher, *Museum journal* VIII, 1917, S. 211 ff.). — Amarna: Flinders Petrie, *Tell el Amarna*, 1894, Taf. 2 und 36. — Medinet Habu: Burton, *Bulletin of the Metropolitan Museum of art* 1916, S. 102 ff.; Borchardt a. a. O. S. 179 ff. Abb. 1 und 2.

1) Zu Grunde liegt immer ein einfaches Laubenhäuser, bestehend aus einem meist dreigeteilten Breitraum (bzw. drei nebeneinander geordneten Zimmern) und ursprünglich offener, später meist geschlossener Porticus (bzw. Cryptoporticus) davor. Letztere ist die „breite Halle“, die in Amarna bezeichnenderweise immer nach Norden liegt, und der mittlere der drei hinteren Räume die „tiefe Halle“.

2) Vgl. beispielsweise Lepsius, *Denkmäler I* Taf. 75, 79, 84 usw.

3) Lepsius, *Denkmäler I* Taf. 142 und 143. Trémaux, *Parallèles des édifices anciens et modernes* Taf. 78.

4) Lepsius, *Denkmäler I* Taf. 100, Text IV, S. 41. Vgl. auch das Felsgrab von Kurnet Murrai (westl. Theben) bei Lepsius I Taf. 73, Text III, S. 301 mit Grundriss.

5) J. Garstang und W. S. George, *Annals of archaeology and anthropology* IV, 1912, S. 50 f. und VI, 1914, S. 7 und 13, dazu Taf. I Nr. 296 („Taharqabuilding“, alt-meroïtisch) und 292 („frescoed audience chamber“, mittelmeroïtisch).

6) Vgl. *Könige I* 7, 2.

7) D. Krencker, *Deutsche Aksumexpedition II*, 1913, S. 115 Abb. 253 und S. 119 Abb. 260 (Palast Taacha Marjâm in Aksum). Mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist das Vierstützensystem auch im Tempel von Jeha, vgl. Krencker a. a. O. S. 80 Abb. 166. Über die Zugehörigkeit zum altsyrischen Kunstkreis sind die Ausführungen S. 165 zu vergleichen. Auch innerafrikanische Bauten wie ein quadratisches Tor-

Räume in dem andern grossen Einflussgebiet der syrischen Kunst, in Persien. Es sind einmal das grosse äussere Prunktor der Königsburg von Persepolis, ein bedeutender Raum von  $24 \times 24$  m lichter Weite und einem Säulenabstand von 8 m, sowie das um ein Drittel kleinere innere Palasttor, beide von Xerxes errichtet bzw. vollendet, und dann der einzige bisher bekannt gewordene Tempel achämenidischer Zeit in Susa. Dass dieser Tempel in seiner Grundrissbildung sowohl wie im Aufbau weitgehende Übereinstimmung mit späthellenistisch-nabatäischen Tempeln (Seeia, Sur und Sahr) aufweist und als Typus wahrscheinlich syrischer Herkunft ist, wird an anderer Stelle des näheren ausgeführt werden<sup>1)</sup>.

3. Griechenland und Rom. Bereits aus dem mykenischen Palastbau kennen wir zwei Viersäulensäle, die Megara von Mykenae und Tiryns, ersteres aus frühmykenischer, das andere aus spätmykenischer Zeit<sup>2)</sup>. Im reicheren Wohnbau wird sich der Typus dann fortgeerbt haben in die Zeit des griechischen Mittelalters und der Klassik. Erhalten ist freilich fast nichts, als einziges Beispiel lässt sich, wie es scheint, nur ein fälschlich mit dem *πρόριος οἶκος* gleichgesetzter Bau auf Delos anführen, der aus zwei solchen Viersäulensälen (etwa  $11\frac{1}{2} \times 13$  m) mit einem kleinen Peristylhof dazwischen besteht und dem fünften Jahrhundert angehören soll<sup>3)</sup>. Die hellenistische Baulehre des Vitruv unterscheidet unter den verschiedenen Saalformen des Wohnhauses ausdrücklich einen *Oecus tetrastylus*<sup>4)</sup>. Er gehört zweifellos zu der grösseren Gruppe der *oeci quadrati*, die wenige Zeilen vorher in Gegensatz zu den *conclavia oblonga* gestellt werden. Im italischen Hause stellt das *atrium tetrastylum* dann eine Analogiebildung zum *oecus tetrastylus* des hellenistischen Hauses dar<sup>5)</sup>. Während indessen viersäulige Atrien unter dem Denk-

---

haus mit vier Deckenstützen zu Bida (Brit. Nigeria, vgl. L. Frobenius, *Und Afrika* sprach II, 1912, Tafel bei S. 304) gehören möglicherweise in diesen Zusammenhang. Der Typus ist mit dem der gleich zu erwähnenden Torbauten in Persepolis völlig identisch.

1) Persepolis: Coste et Flandin, *Voyage en Perse, Perse ancienne* II, Taf. 67; Sarre und Herzfeld, *Iranische Felsreliefs*, 1910, S. 111 ff. Abb. 46. — Susa: Dieulafoy, *L'acropole de Suse*, 1893, S. 413 Abb. 264. — Zu den nabatäischen Tempeln vgl. *Arch. Anz.* 1921 Heft 3/4.

2) Mykenae: Tsuntas, *Πρακτικά τῆς ἀρχαιολογικῆς ἐταιρείας* 1886 Taf. 4; Rodenwaldt, *Jahrb. d. archäol. Instituts* XXXIV, 1919, S. 91. — Tiryns: Schliemann, *Tiryns*, 1886, Taf. 2.

3) G. Leroux, *Exploration archéologique de Delos*, Heft 2 (La salle hypostyle), 1909, Abb. 2 (auf Tafel) Nr. VII. Vgl. auch den Übersichtsplan *Bulletin de Correspondance hellénique* XXX, 1906, Taf. 9 (Geb. Nr. IX).

4) Vitruv, *De architectura* VI 3, 8: *altitudines omnium conclavium, quae oblonga fuerint, sic habere debent rationem . . . . . sin autem exhedrae aut oeci quadrati fuerint, latitudines dimidia addita altitudines educantur . . . . . oeci corinthii tetrastylique quique aegyptii vocantur . . . . . ita habeant rationem . . . . .*

5) Vitruv, *De architectura* VI 3, 1: *cava aedium quinque generibus sunt distincta, quorum ita figurae nominantur, tuscanicum, corinthium, tetrastylon, displuviatum, testudinatum.*

malerbestände (in Pompei) öfter vorkommen, sind viersäulige oeci selten. Ich wüsste nur den oecus der Villa von Woodchester (Gloucestershire) zu nennen (15×15 m), dessen vier Innensäulen zwar auch nicht erhalten, aber aus den vier Lücken im Mosaikfußboden mit Sicherheit zu erschliessen sind<sup>1)</sup>. Von öffentlichen Profanbauten kommen nur die Rathausssäle in Betracht, die bei Vitruv wie die oeci des Wohnhauses in curiae oblongae und curiae quadratae unterschieden werden<sup>2)</sup>. Ein gutes Beispiel der letzteren Gruppe ist das wohl aus hellenistischer Zeit stammende Rathaus in Assos (etwa 20 × 20 m), während das gleichfalls mit vier Innensäulen ausgestattete Rathaus in Milet breit-oblonge Form (etwa 24 × 34 m) hat<sup>3)</sup>.

Vom Wohnbau ist der Raumtypus auch in den Tempelbau übergegangen, doch bleibt er hier vereinzelt. Die wenigen Beispiele, der Athentempel von Sunion, der Opisthodomos des Parthenon und wahrscheinlich auch des alten Apollontempels in Korinth, sind schon von Studniczka zusammengestellt worden<sup>4)</sup>. Auf die nabatäischen Tempel von Secia, Saḥr und Sur, die noch zum Hellenismus gehören, wurde eben schon hingewiesen. Aus der Kaiserzeit ist dann nur noch das sogenannte Praetorium von Phaena-Mismije (aus der Zeit des Marcus und Lucius Verus) zu nennen<sup>5)</sup>. Da es Fahnenheiligtümer dieser Art nicht gibt, so kann es nur ein Tempel gewesen sein, wovon ein Vergleich mit dem Tempel von Selaima-Slēm und dem trajanisch-hadrianischen Kernbau des sog. Serai in Kanaitha-Kanawât leicht überzeugen wird<sup>6)</sup>.

1) S. Lysons, An account of Roman antiquities discovered at Woodchester, 1797; ders., Reliquiae britannico-romanae IV, 1817, Taf. 6 ff.; Caumont, Cours d'antiquités Taf. 37, 1; J. Ward, Romanobritish buildings, 1911, S. 161 Abb. 47; K. M. Swoboda, Römische und romanische Paläste, 1919, S. 122 Abb. 64.

2) Vitruv, De architectura V 2, 1. Vgl. Watzinger, Antike Synagogen in Galilaea, 1916, S. 174.

3) Assos: H. Bacon und R. Koldewey, Investigations at Assos, 1902, S. 34 mit Plan und Aufriss S. 53 ff. Dass es sich wirklich um das Buleuterion handelt, wird durch den Vergleich mit Aegae so gut wie sicher, wo ein ganz entsprechend zum Marktplatze gelegenes Gebäude scheinbar quadratischer Form laut Inschrift dem Zeus Bulaios geweiht und dadurch als Rathaus gekennzeichnet ist, vgl. Bohn und Schuchardt, Altertümer von Aegae, 1889, S. 33 ff. — Milet: H. Knackfuss, Das Rathaus von Milet, 1908, Taf. 4.

4) F. Studniczka, Das Symposion Ptolemaios' II. (Abh. der sächs. Akad. XXX 2), 1914, S. 109. Zu Sunion vgl. jetzt noch Stais, *Ἀρχαιολ. Ἐργα.* 1917, S. 178 ff.

5) M. de Vogüé, La Syrie centrale, Architecture, 1865, S. 45 Taf. 7. Aussenansicht bei E. G. Rey, Voyage dans le Hauran, 1861, Taf. 3, danach Watzinger, Antike Synagogen S. 151 Abb. 286. Die Inschriften, die die irrtümliche Benennung bei de Vogüé verschuldet haben, bei Waddington, Inscriptions grecques et latines de la Syrie, 1870, Nr. 2524 ff., danach Dittenberger, Orientis graeci inscr. sel. II, 1905, 609 und Cagnat, Inscr. graecae ad res rom. pertinentes III, 1906, Nr. 1113 ff. — Weshalb das Gebäude von Leroux, Les origines de l'édifice hypostyle, 1913, S. 316 Abb. 72, VIII unter die Basiliken gestellt ist, bleibt rätselhaft.

6) Selaima: H. C. Butler, Ancient architecture in Syria A, S. 356 ff. — Kanaitha: M. de Vogüé, a. a. O. S. 59 Taf. 19; Butler, Architecture and other arts, 1904, S. 357 ff. 402 ff. 407 f. — Vgl. unten S. 229 und Abb. 37 c, d, e.

Der christliche Kirchenbau hat neben anderen übernommenen Raumformen auch diese, wenn auch zunächst nur selten, verwendet. Das älteste Beispiel ist die kleine Kirche vor den Mauern von Rusafa, aus der Zeit des Ghassaniden Al Mundhir (569—582), der inschriftlich genannt ist. Später ist der Typus dann in den Kreuzkuppelkirchen Armeniens sowie Konstantinopels und seines Einflussgebietes sehr verbreitet. Im Westen ist er nie heimisch geworden, die Theodulfkirche in Germigny des près (vom Jahre 806) und verwandte westgotische Bauten in Spanien stehen ganz vereinzelt. Alle diese Kirchen haben mit dem Trierer Bau die quadratische Raumform und das Vierstützensystem gemein, unterscheiden sich aber von ihm — ebenso wie der Tempel von Phaena — in einem für die Deutung ausschlaggebenden Punkte: sie haben ausnahmslos eine oder mehrere Apsiden bezw. Diakonikon und Prothesis, die in Trier fehlen<sup>1)</sup>.

Das Ergebnis dieser Übersicht ist, wie zu erwarten war, ein negatives. Quadratische Säle mit vier Säulen als Deckenstützen sind während des ganzen Altertums in fast allen Kunstkreisen zu den verschiedensten Zwecken benutzt worden. Die Raumform bietet also für die Ermittlung des Zweckes des Trierer Baues keinen sicheren Anhalt. Nur soviel lässt sich allerdings sagen, dass sie weder für Gerichtsbasiliken noch für Markthallen, für Macella, zu belegen ist. Es hat sich bis heute keine Gerichtsbasilika nachweisen lassen, die nicht oblong wäre<sup>2)</sup>, und die wenigen uns bekannten Macella haben vollends mit dem Trierer Bau gar keine Verwandtschaft. Das hellenistisch-römische Macellum (d. h. ein Lebensmittelmarkt) ist gar keine geschlossene Halle, wie unsere heutigen Markthallen, sondern ein Marktplatz, ein rings von Läden umgebener Peristylhof mit einem Säulenpavillon (einer sogenannten Tholos) in der Mitte, der als Brunnenüberbau zu verstehen ist<sup>3)</sup>. Von den für den Trierer

1) Rusafa: P. Guyer bei Sarre und Herzfeld, Archäol. Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet II, 1920, S. 39 ff.; Strzygowski, Die Baukünst der Armenier, 1918, S. 480 Abb. 514 und Zeitschr. f. Gesch. der Architektur VII, 1919, S. 72. — Kreuzkuppelkirchen: M. Bühlmann, Die Entstehung der Kreuzkuppelkirche, 1914; in Armenien: J. Strzygowski, Die Baukunst der Armenier, 1918, S. 95 f., 233, 509 f., 766 ff., 845 f. und Ztschr. f. Gesch. d. Arch. VII, 1919, S. 51 ff.; in Byzanz: O. Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst, 1914, S. 257, 455 ff., 479 ff., 491, 495. — Germigny: P. Clemen, Die romanische Monumentalmalerei in den Rheinlanden, 1916, S. 51 ff. und 713 ff. — Spanien: V. Lamperez y Romea, Historia de la arquitectura cristiana espagnola I, 1908, S. 178 (El Cristo de la Luz in Toledo).

2) Zwar gibt es einige dreischiffige Hallenbauten von quadratischem Grundriss, die gemeinhin als Basiliken gelten, so in Apamea (angeblich hellenistisch, vgl. H. C. Butler, Architecture and other arts, 1904, S. 55 f. Abb. 22), Schakka (M. de Vogüé, Syrie centrale, S. 55 f. Taf. 15), Otricoli (G. E. Guattani, Monumenti antichi inediti, 1784, S. 27 ff. Taf. 1), aber die Bedeutung ist in keinem Falle gesichert und es kann sich ebensogut um Curien handeln, für die quadratischer Grundriss ja durch Vitruv bezeugt ist.

3) Unsere Kenntnis des Macellumtypus beruht in erster Linie auf dem Macellum in Pompei, dessen Deutung nach Anlage, Innendekoration und Einzelfunden sicher ist; vgl. Mazois, Les ruines de Pompei III, 1829, S. 59 ff. Taf. 42 ff. und Mau, Pom-

Bau vorgeschlagenen Deutungen kommen somit die als Basilika und als Macellum in Fortfall, und für Kirchen dieses Typs konnte ja selbst Dehio keine Beispiele anführen.

## 2. Die Fassadenbildung (Dreibogenfront).

Bezeichnend für die Fassadenbildung ist die völlige Auflösung der Wand, und zwar in drei mächtige Bogenöffnungen.

Das teilweise oder völlige Auflösen einer Saalwand in Säulen- oder Pfeilerstellungen, bei der einfachen Stoa eine ganz-gewöhnliche Erscheinung, begegnet nicht selten auch im Basilikenbau<sup>1</sup>). Die hellenistische Basilika auf Delos und die des Herodes in Jerusalem mögen als Beispiele hier genügen<sup>2</sup>). Vorgebildet war diese Art von Basiliken (d. h. mit geöffneter Längswand) übrigens allem Anschein nach bereits in der altsyrischen Baukunst, wenn die Rekonstruktion von König Salomos Libanonwaldhaus in Jerusalem durch Redisch das Richtige trifft<sup>3</sup>). An der Basilica Iulia in Rom sehen wir dann auch die Säulenstellung mit wagerechtem Gebälk schon durch die römisch-hellenistischen Pfeilerarkaden ersetzt<sup>4</sup>). Aber die Analogie der Basiliken kann hier überhaupt nicht helfen, denn sie sind regelmässig Langräume und nie quadratisch wie der Trierer Bau. Eher wäre noch das jetzt meist als Laurentempel bezeichnete Gebäude am Marktplatze in Pompei heranzuziehen, das schon K. Lange verglich (Abb. 2)<sup>5</sup>). Es ist ein wenigstens annähernd qua-

peji<sup>2</sup>, 1908, S. 90 ff. Stattlicher ist ein gleichartiger Bau in Puteoli (der sog. Serapistempel, vgl. A. de Jorio, *Ricerche sul tempio di Serapide in Pozzuoli* 1829; Ch. Dubois, *Pouzzoles antiques*, 1907, S. 286 ff.), denkbar bescheiden dagegen einer in der kleinen Grenzstadt Aquincum (vgl. V. Kuzsinsky, *Ungarische Revue* XII, 1892, S. 6 und Beilage 1, XIII, 1893, S. 28 ff. Abb. 27). Weiteres Material ist zusammengestellt von Thédénat bei Daremberg-Saglio, *Dictionnaire des antiquités s. v. Macellum*, und bei A. Mau, *Pompeji*<sup>2</sup> Anhang S. 19, dazu kommen noch verwandte Anlagen in Timgad (R. Cagnat, *Timgad*, 1905, S. 183 ff. 210 ff., Taf. 23) und Gightsis (P. Gauckler, *Bull. archéol.* 1902, S. CLXXXIII f. und *Nouvelles archives des missions scientifiques* XV, 1908, S. 284). Das Brunnenhäuschen inmitten des Hofes findet sich genau so noch heute im vorderasiatischen Chan, dessen Typus dem hellenistischen Markte ja urverwandt ist (vgl. z. B. Deir ez Zôr bei Langenegger, *Beiträge zur Kenntnis der Baukunst des Irâq*, 1911, S. 41 Abb. 37).

1) Wenn hier von „Auflösung“ gesprochen ist, so ist das nicht im entwicklungsgeschichtlichen Sinne zu verstehen. Da ist die Sache gerade umgekehrt. Entwicklungsgeschichtlich handelt es sich nicht um Auflösung, sondern um ein Offenlassen, ein Nichteinfügen der sekundären Wände zwischen die primären Pfosten, vgl. unten Seite 212 Anm. 4.

2) Delos: G. Leroux, *Exploration archéologique de Delos*, Heft 2 (La salle hypostyle), 1909, dazu *Les origines de l'édifice hypostyle*, 1913, S. 255, wo eine bessere Dachlösung (mit quadratischer Laterne) vorgeschlagen wird. — Jerusalem: Josephos, *Jüdische Altertümer* XV 11, 5 ff.; K. Lange, *Haus und Halle*, 1885, S. 201 ff.; H. Wurz, *Zur Charakteristik der klassischen Basilika*, 1906, S. 55 ff.

3) Redisch, *Festschrift für Adolf Schwarz*, 1917, S. 25 ff.

4) Chr. Huelsen, *Das Forum Romanum*, 1904, S. 51 ff.

5) F. Mazois, *Les ruines de Pompei III*, 1829, S. 50 f. Taf. 37; H. Nissen, *Pompejanische Studien*, 1877, S. 303 ff.; A. Mau, *Mitteilungen des archäolog. Instituts, Röm. Abt.*, XI, 1896, S. 285 ff. und *Pompeji*<sup>2</sup> 1908, S. 98 f.

dratischer Bau ( $18 \times 22$  m im Lichten), mit einem Altar in der Mitte und je einer mächtigen Nische (exedra) in der Rückwand und den beiden Seitenwänden ausgestattet und nach dem Markte zu in einer Säulenstellung völlig geöffnet. Es war sicher kein offener Hof, wie Nissen und Mau nach dem Vorgange von Fiorelli annahmen, sondern eine gedeckte Halle. Das ist wegen des buntfarbigen Marmorfußbodens schon von Lange betont worden und wird bewiesen durch das Fehlen jeglicher Wasserableitung, die in einem Hofe unbedingt erwartet werden muss. Von den Deutungen scheint die als curia, die Mazois gab und Lange wieder verteidigte, auch mir immer noch die empfehlenswerteste. Sie wird ausserdem gestützt durch das Buleuterion in Assos, das schon oben<sup>2</sup> (S. 146) unter den Viersäulensälen quadratischer Form auf-

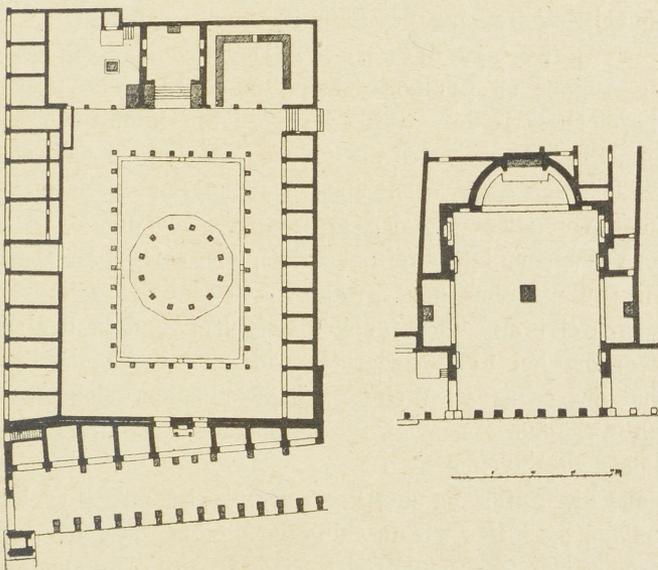


Abb. 2. Macellum und Curia (sog. Larentempel) in Pompei. Maßstab 1:1000.

geführt wurde und sich gleichfalls in fast voller Breite in einer Säulenstellung nach vorn auf den Marktplatz öffnete<sup>1</sup>). So würden diese Rathausbauten zur Erklärung des Trierer Baues recht geeignet sein, wenn nicht das grosse Wasserbecken in Trier dagegen spräche, auf das wir noch zurückkommen werden.

Bessere Analogien bietet der Wohnbau. Er besitzt in der sogenannten Exedra eine Raumform, die gerade durch das Fehlen bzw. die Auflösung der Vorderwand charakterisiert wird. Das älteste Beispiel in der griechisch-römischen Baukunst bietet, soviel ich sehe, ein aus der Gründungszeit der Stadt stammendes Haus (Nr. 33) in Priene, wo dem megaronförmigen Oecus

1) Auch der Altar spricht für die Deutung als Rathaus. Im Ekklesiasterion in Priene (gleichfalls etwa  $20 \times 20$  m) ist er noch erhalten, vgl. Wiegand u. Schrader, Priene, 1904, S. 230.

mit seiner Vorhalle an der Südseite des Hofes eine nach Norden in fast voller Breite geöffnete Exedra von quadratischem Grundriss ( $5\frac{1}{2} \times 5\frac{1}{2}$  m) gegenüberliegt<sup>1</sup>). Spielt sie hier als ein vermutlich aus der vorderasiatischen Baukunst eingedrungener Fremdling noch eine verhältnismässig untergeordnete Rolle, so gewinnt sie im Hellenismus immer grössere Bedeutung, indem sie den alten Haupt- und Zentralraum des Hauses, den Oecus, in seiner Raumgestaltung beeinflusst oder auch, wenn man so will, sich in seine Stellung hindrängt. Den zentralen Oecus im Hause des Consuls Attalos in Pergamon mit seinem quadratischen Grundriss ( $9\frac{1}{2} \times 9\frac{1}{2}$  m) und der völlig geöffneten Vorderwand kann man ebensogut als Exedra bezeichnen, und den Oecus corinthius im Hause des Meleager in Pompei desgleichen<sup>2</sup>). Wie beide Begriffe ineinander übergehen, zeigt am besten die Stelle in Vitruvs Architekturbuch (VI 3, 8), wo bei Beschreibung des Peristyls im italischen Hause den *conclavia oblonga* die *exedrae aut oeci quadrati* gegenübergestellt werden. Dem entspricht die Angabe im Lexikon des Pollux (I 79), dass der *ἀνδρών* auch als *ἐξέδοα* bezeichnet werde. Wird die vordere Öffnung zu breit, um mit einem Balken überdeckt werden zu können, so werden auch Säulen hineingestellt, wie bei der Exedra mit dem Alexandermosaik im Hause des Faun in Pompei und vor allem bei den grossen Exedren der Gymnasien<sup>3</sup>). Auch der römische Villenbau bietet treffliche Beispiele solcher nach vorn weit geöffneten oeci. So war bei dem grossen Mittelsaal der Villa von Nennig die Vorderwand in drei breite Türöffnungen aufgelöst, und in der Sette Bassi genannten Villenruine bei Rom wiederholt sich dieselbe Erscheinung sogar an der Rückwand des oeci<sup>4</sup>). Weitere Beispiele lassen sich häufen; genannt sei nur noch aus dem Ausgange des Altertums der grosse Apsidensaal im Theodorichpalast zu Ravenna<sup>5</sup>).

Führt uns die Auflösung der Vorderwand also mit aller Entschiedenheit auf den Wohnbau, so dürfen wir uns allerdings nicht verhehlen, dass alle diese hellenistisch-römischen oeci und exedrae sich — mit Ausnahme von Priene — eben nicht wie der Trierer Bau unmittelbar ins Freie öffnen, sondern auf eine vorgelagerte Porticus. Die durch ihre weiten Öffnungen gegliederte Front konnte somit gar nicht in Erscheinung treten, und es fiel damit der Anreiz fort, sie künstlerisch auszugestalten und ihr eine monumentale Wirkung zu verleihen. Das war nur möglich in der vermutlichen Heimat der Exedra, in

1) Th. Wiegand, Priene, 1904, S. 285 Abb. 298.

2) Pergamon: Dörpfeld, Mitteilungen des archäolog. Instituts, Athen. Abt., XXXII, 1907, S. 167 ff. Taf. 14. — Pompei (Haus des Meleager): Overbeck-Mau, Pompeji, 1884, S. 308 Abb. 168.

3) Haus des Faun: Niccolini, Le case ed i monumenti di Pompei I 1854 Taf. 9; Mau, Pomp.<sup>2</sup> S. 300 Abb. 155. — Gymnasien: Wiegand, Priene, 1904, S. 266 Abb. 271; Dörpfeld, Mitt. d. arch. Inst. Athen. Abt. XXXIII, 1908, Taf. 18 (Pergamon); weitere Beispiele bei Daremberg et Saglio, Dictionnaire des antiquités unter Gymnasion.

4) Nennig: v. Behr, Zeitschrift für Bauwesen LIX, 1909, S. 313 ff. — Sette Bassi: Ashby, Papers of the Brit. school at Rome IV, 1907, S. 97 ff.

5) G. Ghirardini, Monumenti antichi XXIV, 1918, S. 738 ff. Taf. 2.

Vorderasien, wo der nivellierende Einfluss des Hellenismus weniger stark war und die Raumform des Liwans — denn die Exedra ist nur ein hellenisierter Liwan — in ihrer alten Gestalt sich erhalten konnte. In der parthischen Architektur, wie wir sie aus Libanae (Assur) und Hatra kennen, und ihrer Erbin, der sasanidischen, ist der voll nach vorn geöffnete Liwan (ohne Säulenvorhalle) die beherrschende Raumform und ist es in der islamischen Baukunst, die wieder jene fortsetzt, bis heute geblieben.

Hier im parthisch-sasanidisch-islamischen Kunstkreis finden wir nun auch das Trierer Fassadenmotiv der zentral komponierten Dreibogenfront immer und immer wieder verwendet bis in die neueste Zeit. Vergleicht man die zum guten Teil noch aufrecht stehende Fassade des Königspalastes in Hatra (Abb. 3)<sup>1)</sup> mit der Trierer Fassade, so ergibt sich eine weitgehende Übereinstimmung. Auch hier ist eine grosse rundbogige Mittelöffnung eingefasst

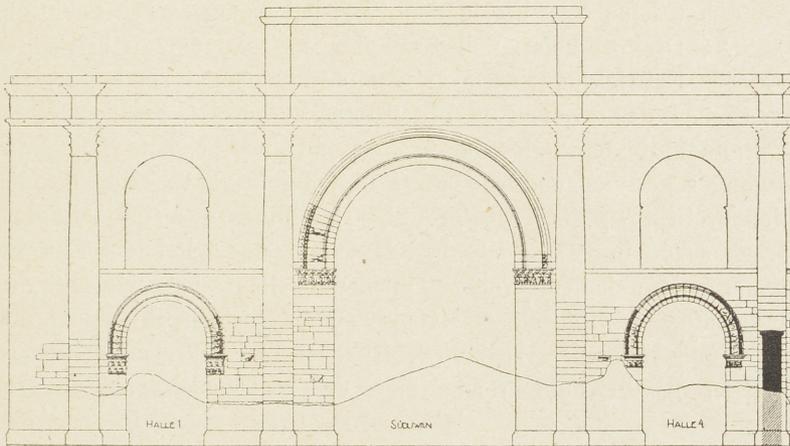


Abb. 3. Front der Westhälfte des Hauptpalastes in Hatra, ergänzt.  
Maßstab 1:400.

von zwei kleineren Bögen mit rundbogigen Blendnischen darüber, nur die obere Fensterreihe hat keine Entsprechung. Das Motiv ist beim Hauptpalast seitlich noch einmal wiederholt entsprechend seiner grösseren Breitenausdehnung — es sind zwei Liwanhäuser nebeneinander gesetzt —, gewöhnlich ist es einfach verwendet, wie an dem kleinen Sommerliwan A und dem Liwanbau B.

Nun haben schon Wilmowsky für den Trierer Bau und Herzfeld und Bell für Hatra darauf aufmerksam gemacht, dass derselbe Gedanke der Gliederung des dreitorigen Triumphbogens zu Grunde liegt, und es erhebt sich die Frage, ob er nicht hier seinen Ursprung hat und von ihm auf die Palastfassade übertragen worden ist. Die Beantwortung dieser Frage hängt mit davon ab, wie wir uns das dreiteilige Liwanhaus vom Hatrener Typus entstanden denken, ob die Seitenräume des grossen Mittelliwans von alters her

1) W. Andrae, Hatra II, 1912, Taf. 8.

gleichfalls nach vorn geöffnet, also gleichfalls Liwane gewesen oder aber geschlossen gewesen sind. G. Bell hat sich entschieden für die letztere Möglichkeit ausgesprochen, ausgehend allerdings von der herkömmlichen falschen Annahme, dass das Hatrener Liwanhaus eine „parthische Interpretation des alten Hilani“ sei, dass die Seitenräume aus den Türmen des Hilani hervorgegangen seien. Trotzdem hat sie Recht bezüglich der ursprünglichen Geschlossenheit der Seitenräume, wie später dargelegt werden wird. Infolgedessen kann das Motiv der Dreibogenfront auch nicht am Liwanhaus erfunden sein, sondern muss von einer andern Gebäudegattung her übernommen worden sein.

Dass dies der römische Triumphbogen gewesen sei, hat schon Herzfeld mit Recht bezweifelt und deshalb trotz dem Fehlen monumentaler Belege einen gemeinsamen Ahnen in östlich-hellenistischen Strassenbögen angenommen<sup>1)</sup>. Der Triumphbogen ist ja von Hause aus gar kein Strassentor, sondern Anathemträger, und hat seine Vorstufe in den Zweisäulenmonumenten von Delphi und Delos<sup>2)</sup>. Die Dreitorigkeit ist also bei ihm als sekundär zu betrachten. Erst im Laufe der Entwicklung wird er zum Strassenbogen und ist damit dem formalen Einfluss des Strassen- und Stadttors ausgesetzt, bei dem eine Teilung in eine breite Mitteldurchfahrt für Wagen und zwei schmale Seitendurchgänge für Fussgänger gegeben und von alters her üblich war<sup>3)</sup>. Von hellenistischen Beispielen dreibogiger Tore scheint bisher allerdings nur eins bekannt zu sein, das Herculanertor in Pompei<sup>4)</sup>, aber das kann unmöglich ein Einzelfall sein, sondern muss einen hellenistischen Typus darstellen, der, wie andere wesentliche Elemente der italisch-hellenistischen Architektur, vielleicht aus dem noch fast unbekanntem syrisch-hellenistischen Kunstkreise herzuleiten sein wird<sup>5)</sup>. Hier im Seleukidenreiche mag die zentral komponierte Dreibogen-

1) Herzfeld, Am Tor von Asien, 1920, S. 156 Anm. 114.

2) E. Löwy, Festschrift für O. Hirschfeld, 1903, S. 417 ff.; Chr. Huelsen ebenda S. 423 ff.; M. Rostowzew, Mitt. d. archeol. Inst., Röm. Abt., XXVI, 1911, S. 32, 103, 132, 153 f. — Zweisäulenmonumente: Karo, Archäol. Anzeiger 1912, S. 254 f. (Delphi und Delos); Humann und Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, 1890, S. 214 ff. Abb. 34 und 37 (Sesönk); M. de Vogüé, Syrie centrale Taf. 93–94 (Sermeda und Kathura); Butler, Architecture and other arts, 1904, S. 59 ff.

3) Vgl. beispielsweise die beiden Torgebäude in Eleusis, *Πρακτικά τῆς ἀρχ. ἐταιρίας* 1887 Taf. 1.

4) F. Mazois, Les ruines de Pompei I, 1824, S. 29 Taf. 11. R. Schultze, Bonn. Jahrb. CXVIII, 1909, S. 286 f.

5) R. Delbrück, Hellenistische Bauten in Latium II, 1912, S. 175 ff. Ausgeschlossen scheint mir jedoch die Priorität des italischen Hellenismus keineswegs, denn schöpferische Originalität lässt sich ihm gerade auf dem Gebiet der Architektur, wo das Technische eine so bedeutsame Rolle spielt, am wenigsten absprechen. Man denke nur an die Schöpfung der gewölbten Apsis (Praeneste) und das Fassadenmotiv des Tabulariums in Rom, das ja rein italisch- oder besser noch römisch-hellenistisch ist und sich einfach bei der Lösung des Problems ergab, eine Säulenporticus zu wölben. Daher sind auch die Halbsäulen mit ihrem Gebälk entwicklungs-geschichtlich nicht als vorgeblendete Dekoration der Pfeilerarkaden zu deuten (so Delbrück a. a. O. S. 129

front zunächst für Strassentore erfunden und dann unmittelbar auf Palastfassaden vom Hatrener Typus übertragen sein. Dass diese Übertragung hier im Osten und nicht im eigentlichen Mittelmeergebiet geschah, hat seine guten Gründe. Im Mittelmeergebiet ist die Fassadengestaltung seit der griechischen Klassik von dem Motiv der breit gelagerten Säulenhalle mit ihrer gleichmässigen Reihung derart beherrscht, dass die Dreibogenfront hier in den Wohnbau kaum hat eindringen können. Ein Fall wie der des grossen Hallenbaus über dem Strassenkreuz in Lambaesis, wo jede der vier Seiten von einer zentral komponierten Dreitorengruppe durchbrochen ist, steht ganz vereinzelt<sup>1)</sup>. Im Osten dagegen forderte der Typus des dreiteiligen Liwanhauses mit seiner weiten Mittelloffnung zur Anwendung des neuen Fassadenmotivs geradezu heraus. Im Hatrener Palastbau finden wir daher die Dreibogenfront durchgängig verwendet, und ebenso war es wohl in Libanae (Assur), wo indessen die seitlichen Türen unverhältnismässig klein erscheinen, da sie nicht die vordere Öffnung von Seitenliwanen, sondern der den Hauptliwan umgebenden Korridore darstellen<sup>2)</sup>.

Im parthischen Kunstbereich ist das Motiv auch auf den Sakralbau übertragen worden, soweit ihm dasselbe Schema des dreiteiligen Liwanhauses zu Grunde liegt. Das ist der Fall bei dem Typus der *ισοὰ καλύβη*, der durch M. de Vogüé hauptsächlich aus dem Hauran bekannt ist. Die *καλύβη* von Sakkaiia-Schakka, wahrscheinlich dem dritten Jahrhundert angehörig (wie ein inschriftlich datierter Bau gleicher Art bei Umm iz-Zetûn) zeigt in der Fassadenbildung mit den Hatrener Liwanbauten die vollkommenste Übereinstimmung (Abb. 4)<sup>3)</sup>. Die kleineren Seitenbogen sind hier allerdings nur Blendnischen, da die dahinter zu erwartenden Seitenräume fehlen. Die Fassade ist in ihren seitlichen Teilen also nur Kulisse, ein sprechendes Zeichen, wie schwer man sich entschliessen mochte, auf das offenbar altgewohnte und unumgänglich scheinende Fassadenmotiv zu verzichten. Dass der Gebäudetypus aus der parthischen Architektur stammt, wird durch sein Vorkommen in Libanae wohl

---

und Swoboda, Röm. Paläste S. 146), vielmehr sind umgekehrt die Pfeiler als Hinterfüterung der Säulen zu verstehen, die für den Gewölbedruck der dahinter liegenden Porticus als zu schwach befunden wurden. Dass das Fassadenmotiv ursprünglich immer mit einem dahinter liegenden Gang verbunden ist, hat F. Winter neuerdings (mündlich) mit Recht betont. Auch die Umwandlung des alten zweisäuligen Anathemträgers der Griechen zum fornix (und weiter zum Triumphbogen, vgl. oben S. 152 Anm. 2) mag sehr wohl zuerst in Italien (Rom) vollzogen sein, wo offenbar das Wölben mit Passion, aus einem inneren Zwange heraus, betrieben und überall, wo nur irgend möglich, angewandt wurde. Daher denn auch die späteren Höchstleistungen der Wölbkunst gerade in Rom sich finden, wogegen das Wenige, was etwa der Osten dem an die Seite zu stellen hat, sich als schüchterner Versuch, noch dazu technisch rückständig, erweist.

1) St. Gsell, Les monuments antiques de l'Algérie I, 1901, S. 80 f. Taf. 8 und 9.

2) W. Andrae, Die Festungswerke von Assur, 1913, Taf. 4.

3) M. de Vogüé, La Syrie centrale, Architecture, 1865, S. 41 Taf. 6. Vgl. unten

zur Gewissheit<sup>1)</sup>. Auch der kleine „Pavillonbau“ im Vorhofe des Hatrener Königspalastes, der leider nicht genau genug bekannt ist, dürfte eine solche *ieqà kalúβñ* gewesen sein<sup>2)</sup>.

Aus der parthischen bzw. hauranitischen Baukunst ist die Dreibogenfront dann einmal in den syrischen Kirchenbau übergegangen, doch bleibt die Bizzoskirche in Ruweha (um 500) ein vereinzelt Beispiel (Abb. 5)<sup>3)</sup>. Einen fruchtbareren Boden bot die Baukunst der Sasaniden, die ja auch

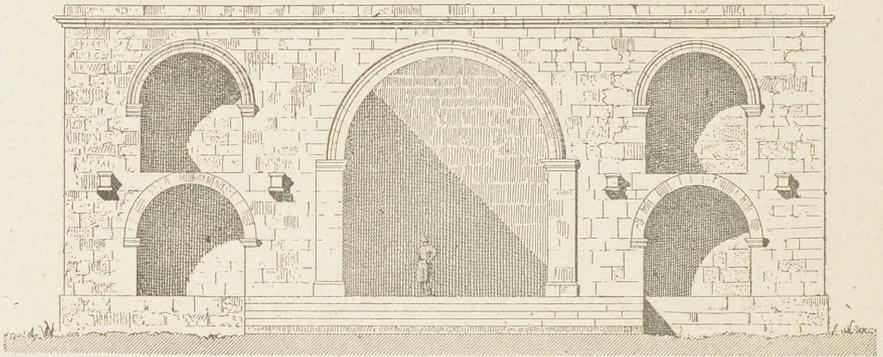


Abb. 4. Front der Kalybe in Schakka. Maßstab 1:200.

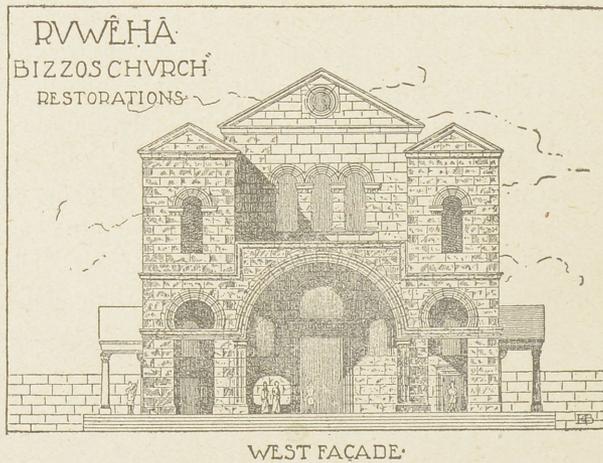


Abb. 5. Bizzoskirche in Ruweha. Maßstab 1:400.

den Typus des Liwanhauses übernahm. Im Aufbau noch weitgehend erhaltene Beispiele sind das Schlösschen von Sarwistan aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert (nach G. Bell vielleicht von Bahram V. Gur, 420—438, erbaut und der Tak i bostan, die Grotte des letzten Khusrau in seinem Paradiese am Eingang in den Zagrospass<sup>4)</sup>. Auch im Palaste desselben Khusrau (590

1) W. Andrae, Die Festungswerke von Assur, 1913, Taf. 2; vgl. unten S. 229.

2) W. Andrae, Hatra II, 1912, S. 115 Taf. 3; vgl. unten S. 219 u. 227.

3) H. C. Butler, Ancient architecture in Syria B, S. 143 ff. Taf. 16 (Aufriss).

4) Sarwistan: Coste et Flandin, Voyage en Perse, Perse ancienne I Taf. 29;

bis 628) in Kasr i Schirin (vgl. unten Abb. 13) lässt der Grundriss der grossen Eingangsliwane auf eine Dreibogenfront schliessen. Merkwürdig ist nur das Fehlen irgendwelcher Räumlichkeiten hinter den kleinen Seitenöffnungen, die also wie bei den parthischen *καλύβαι* lediglich Kulissen gewesen sein müssen<sup>1)</sup>.

Nach dem Sturz der Sasaniden hat der Islam deren politisches und auch künstlerisches Erbe angetreten und damit auch das Motiv der Dreibogenfront übernommen<sup>2)</sup>. Das älteste Beispiel im islamischen Kunstbereich bietet das Wüstenschloss Mschatta im Ostjordanlande, eine Anlage vom Typus der lakhmidischen Hirah, die nach der Ermordung des Bauherrn, Walid II, im Jahre 744 unvollendet liegen blieb<sup>3)</sup>. Hier öffnet sich der grosse Audienzsaal nach vorn in voller Breite in einer monumentalen Dreibogenfront unmittelbar auf den vorgelagerten Hof genau wie in Trier (Abb. 6). Ob freilich gerade in Mschatta das Fassadenmotiv sasanidischen Vorbildern entlehnt ist, muss mehr als zweifelhaft scheinen. Denn der grosse dreischiffige Audienzsaal mit seiner flachen Decke ist ebensowenig wie der dahinter gelegene Dreikonchensaal eine sasanidisch-irakenische Raumform, sondern römisch-syrischer

---

anders M. Dieulafoy, *L'art antique de la Perse* IV, 1885, Taf. 8. — Tak i bostan: Coste et Flandin a. a. O. Taf. 2 und 3; Herzfeld, *Am Tor von Asien*, 1920, S. 71 Taf. 28. — Ein dreibogiges Strassentor sasanidischer Zeit bei C. A. de Bode, *Travels in Luristan and Arabistan* I, 1845, S. 390 mit Abb. auf Tafel 1 („sasanian toll-gate, called Rahdar- Dervazehi-geh“).

1) Kasr i Schirin: J. de Morgan, *Mission scientifique en Perse* IV, 1896/97, S. 343 ff. Taf. 42, danach Saladin, *Manuel d'art musulman*, 1907, S. 29 Abb. 13. Neue Aufnahme bei G. Bell, *Palace and mosque at Ukhaidir*, 1914, S. 44 Taf. 53 und 54. Hier fehlen zwar die Seitentore in der Front des Eingangsliwans, aber wie aus dem Aufriss bei de Morgan a. a. O. hervorgeht, hat dieser die Aussenpfeiler, den südlichen sogar in einer Höhe von 3 m, noch gesehen. Die von de Morgan auf den Pfeilerstümpfen frei ergänzten Säulen sind natürlich unmöglich. — In der Anlage ganz verwandt, nur kleiner, ist der wohl gleicher Zeit angehörige Palastbau von Hauschkuri (nördlich von Kasr i Schirin), vgl. J. de Morgan a. a. O. S. 357 ff. Taf. 51, danach hier Abb. 14. Dass die unförmlichen Säulen, in die hier die Wände des Eingangsliwans aufgelöst erscheinen, in breite Mauerpfeiler zu verbessern sind (wie in Kasr i Schirin), hat schon Herzfeld hervorgehoben (*Iranische Felsreliefs* S. 131). — Zu erwägen wäre übrigens noch, ob nicht an den Längsseiten und vor der Front dieser ganz in Mauerpfeiler aufgelösten Eingangsliwane leichte Holzsäulenvorhallen sich befanden, wie bei den Sefewidenpalästen in Isfahan (*Tschihil Sutun und Aineh Khaneh*, Abb. 14, vgl. unten S. 211). Diese zeigen auch insofern eine Verwandtschaft mit Kasr i Schirin, als die Wände der den Hauptliwan flankierenden Räume gleichfalls ganz in Mauerpfeiler aufgelöst sind. Eine künftige Untersuchung der sasanidischen Ruinen müsste auf diesen Punkt unbedingt ein Augenmerk haben. Auch der Tak i Bostan scheint ja eine solche Vorhalle gehabt zu haben. — Zu den kulissenartigen Mauerflügeln in Kasr i Schirin und Hauschkuri ist auch der dem Tak i Kisra in Ktesiphon gegenüberliegende Bau zu vergleichen, s. Sarre und Herzfeld, *Arch. Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet* II, 1920, S. 61 Abb. 167.

2) Vgl. E. Herzfeld, *Samarra*, 1907, S. 84.

3) B. Schulz und J. Strzygowski, *Jahrb. d. preuss. Kunstsammlungen* XXV, 1904, S. 205 ff.; zur Datierung s. Herzfeld, *Jahrb. d. pr. KS.* XLII, 1921, S. 106 u. 146.

Herkunft<sup>1)</sup>. Im Kaiserpalast in Konstantinopel gab es derartige Raumformen, und von dort dürfte in diesem Falle auch die Dreibogenfront entlehnt sein, sodass wir es hier also mit einer Rückwanderung des Motivs zu tun hätten<sup>2)</sup>.

Dagegen knüpfen die Abbasidenpaläste in Samarra unmittelbar an die sasanidische Überlieferung an. Im Balkuwarapalast Mutawakkils (854—59) sind sowohl die Hof- wie die Gartenfassade Dreibogenfronten gewesen, und zwar bilden sie hier nicht den frontalen Abschluss von dreischiffigen Sälen wie in Mschatta, sondern von dreiteiligen Liwanbauten vom Hatrener Typus. Das gleiche ist der Fall bei der noch aufrecht stehenden und heute Bêt el Khalife genannten Westfassade eines anderen Palastkomplexes, den der Khalif

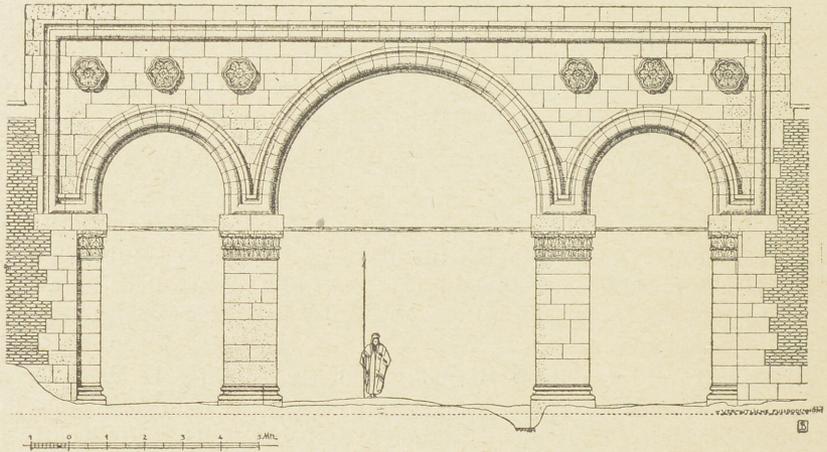


Abb. 6. Front des Audienzsaales in Mschatta. Maßstab 1:200.

al Mutassim im Jahre 836 als *dār al āmma*, d. h. Palast für die öffentlichen Audienzen errichten liess<sup>3)</sup>. Dagegen wirken in dem Ostteil des Palastes wieder westliche Elemente nach: das Grundrisschema der vier kreuzförmig angeordneten Säle, das auch in Balkuwara auftritt, ist schon in dem hellenistischen Palaste in Petra (Abb. 7) vorgebildet, und die Dreischiffigkeit dieser Säle erinnert an den Audienzsaal in Mschatta<sup>4)</sup>. Gerade in der persischen und

1) Vgl. die kunstgeschichtliche Analyse bei Herzfeld, *Islam I*, 1910, S. 113 und 122 und *Jahrb. d. pr. KS. XLII*, 1921, S. 140 ff. (über die syrischen Elemente).

2) S. unten S. 182.

3) Balkuwara: Herzfeld, *Erster vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Samarra*, 1912, S. 32 ff. Taf. 10. — Bet el Khalife: L. de Beylié, *Prome et Samarra*, 1907, S. 125 Abb. 88; Herzfeld, *Samarra*, 1907, S. 5 ff. Abb. 1 und 2; Sarre-Herzfeld, *Iranische Felsreliefs*, 1910, S. 131; Herzfeld, *Islam V*, 1914, S. 203 (Übersichtsplan des ganzen Palastes).

4) Petra: Th. Wiegand, *Wissenschaftliche Veröffentlichungen des deutsch-türkischen Denkmalschutzkommandos III*, Petra, 1921, S. 68 ff. Abb. 60, wo noch weitere Parallelen aus der neueren islamischen Baukunst beigebracht sind. — Dass diese Art der Raumbildung schon altsyrisch ist, wird durch ihr Vorkommen im aksumitischen Palastbau wahrscheinlich, vgl. D. Krencker, *Deutsche Aksumexpedition II*, 1913, S. 119

der von ihr stark beeinflussten indischen Provinz der islamischen Baukunst hat dann das Motiv der Dreibogenfront eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden und sich vielerorts bis in die Gegenwart erhalten<sup>1)</sup>.

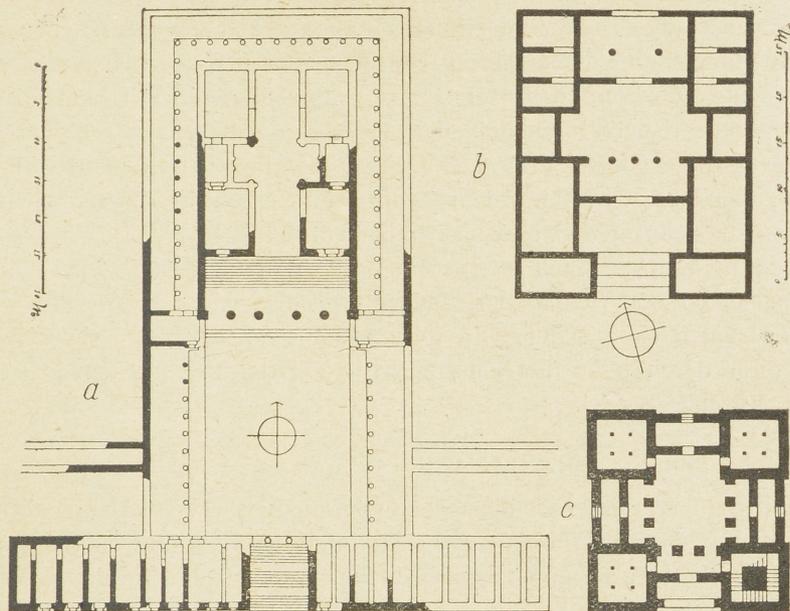


Abb. 7: a) Palast in Petra. b) Palast(?) ruine in Naga (Wadi Awatèb). c) Typischer Viernischenraum in Aksum. Maßstab für a und c 1:1000, für b 1:800.

Fassen wir zusammen, um zu sehen, was sich für den Trierer Bau er-

Abb. 260. Eine merkwürdige Übereinstimmung mit diesen aksumitischen „Viernischenräumen“ zeigt dann noch ein (Palast?) Bau am Nordende des Ruinenfeldes von Naga (Wadi Awatèb) bei Meroë, vgl. Lepsius, Denkmäler I Taf. 143. Er wird ebenso wie benachbarte Tempel (Lepsius Text V S. 342 f.) der spätesten Kaiserzeit angehören und scheint mir — vorausgesetzt, dass die Erbkamsche Aufnahme zuverlässig ist — ein sicheres monumentales Zeugnis aksumitischen Einflusses im meroitischen Reiche, das ja von König 'Ezâna (IV. Jahrh.) einmal erobert worden ist (vgl. E. Littmann, Deutsche Aksumexpedition I, 1913, S. 49). Vgl. oben Abb. 7:

1) Dem im Einzelnen nachzugehen, würde hier zu weit führen. Einige wenige Belege mögen genügen. Wohnbau: Palast am Meidan i Schah in Teheran (Coste et Flandin, Perse mod. Taf. 23, mit leichtem Oberstock, wonach Bet el Khalife in Samarra zu ergänzen), Haus der Hussein Khan in Täbris (Coste et Flandin Taf. 7), Ostfassade von Dschôd Bâi's Mahâl in Fathpur Sikri (E. W. Smith, The moghul architecture of Fathpur Sikri II, 1896, Taf. 60 und 61). — Moscheen: Medschid i Schah in Isfahan (H. Saladin, Manuel d'art musulman I, Architecture, 1907, S. 387 ff. Abb. 290 und 292). — Grabbauten: Tadsch Mahal bei Agra (E. Diez, Die Kunst der islamischen Völker S. 159 Taf. 4); Grab des Safdar Dschang († 1754) bei Delhi (Fergusson, Hist. of ind. arch.<sup>2</sup> II S. 323 Taf. 34). — Karawanserais: Passengan zwischen Kaschan und Kum und Amin Abad zw. Isfahan und Schiras (P. Coste, Mon. mod. de la Perse, 1867, Taf. 65 u. 66, danach u. a. bei K. Müller, Die Karaw. im vord. Orient, Diss. Dresden 1920, S. 27 Abb. 24).

gibt. Das Auflösen der Vorderwand eines quadratischen Saales fanden wir ausser an der mutmasslichen curia in Pompei nur im Wohnbau wieder, und zwar besonders bei dem als oecus oder exedra bezeichneten, zentral gelegenen Haupt- und Repräsentationssaal reicher Privathäuser und Paläste. Die formale Ausbildung der aufgelösten Vorderwand als zentral komponierte Dreibogenfront ist dem Wohn- und Palastbau des parthischen und persisch-islamischen Kunstkreises geläufig, doch mit dem Unterschiede, dass hier der zu Grunde liegende Raumtypus ein anderer, nämlich das dreiteilige Liwanhaus ist und keine quadratische Halle wie in Trier. Die einzig wirklich zutreffende Parallele ist der Audienzsaal in Mschatta, wo die Vorderseite eines, wenn auch nicht quadratischen, dreischiffigen Saales als Dreibogenfront ausgebildet ist. Dass das Vorbild dafür wahrscheinlich im Kaiserpalast zu Konstantinopel zu suchen sei, wurde angedeutet, auf weitere Beziehungen zwischen beiden Bauwerken werden wir noch zu sprechen kommen. So führt uns die Suche nach Vorbildern bzw. Parallelen für den Trierer Bau ganz einseitig auf den Palastbau und zwar des östlichen Mittelmeeres.

### 3. Das Wasserbecken.

Inmitten des Trierer Saalbaus lag ursprünglich ein grosses zehneckiges Wasserbecken von 9 m Durchmesser, das allerdings später überbaut wurde. Solche Wasserbecken in geschlossenen Räumen kennt das Altertum fast ausschliesslich im Wohnbau. Typisch sind sie zunächst für das Atrium des italischen Hauses. Hier entsprang ihre Anlage ursprünglich dem rein praktischen Bedürfnis, das durch die Deckenöffnung, das compluvium, einströmende Regenwasser zu sammeln. Im reicheren Wohnbau indessen wird dieses impluvium genannte Wasserbecken bald zugleich Zieranlage, wie seine häufige Ausstattung mit einem Springbrunnen erkennen lässt<sup>1)</sup>. Vom Atrium ist das Wasserbecken dann auch in den Zentralraum des hellenistischen Hauses, den oecus, übertragen worden. Zwar in dem riesigen Festsaal, dem sog. triclinium des Flavierpalastes auf dem Palatin fehlt es noch in der Mitte des Saales selbst, statt dessen steht in den beiden Nebenräumen, die, durch zahlreiche Türöffnungen mit ihm verbunden, mit ihm doch fast ein Ganzes bilden, je eine ovale Brunnenanlage, wo das Wasser von einem treppenförmigen Aufbau in das umgebende Becken niederrieselte<sup>2)</sup>. Aber in dem zentralen Kuppelraum der Piazza d'oro in Tivoli ist in der Mitte des Fussbodens, also unter

1) A. Mau, Pompeji<sup>2</sup>, 1908, S. 255.

2) J. Bühlmann, Zeitschr. f. Gesch. d. Architektur I, 1907/08, S. 113 ff. Abb. 3. Allerdings ist es fraglich, ob diese Nebenräume gedeckt waren oder nicht vielmehr als kleine Gartenhöfe aufzufassen sind. Dafür spricht vielleicht die flach gebogene Rückwand, die für solche Gartenhöfe bezeichnend zu sein scheint, vgl. beispielsweise die Villa auf Brioni Grande (A. Gnirs, Jahreshefte des österr. arch. Inst. XVIII, 1915, S. 135 Abb. 55), wo der hinter dem Oecus (von einem „Thermengebäude“ kann keine Rede sein) gelegene Raum gleicher Form nur als Garten gedeutet werden kann, oder auch den mittleren Teil des Hauptpalastes in Tivoli (H. Winnefeld, Die Villa des Hadrian, 1895, Taf. 7, D).

der nach dem Muster des Pantheon voranzusetzenden Deckenöffnung, ein Quadrat von 2,6 m Seitenlänge ausgespart, in dem wohl nur ein Wasserbecken zu denken ist<sup>1)</sup>. Weitere Wasserbecken sind in den vier Ecken angeordnet, und vor der apsidenförmigen Rückwand ist eine breite Wassertreppe aufgebaut, so dass der Saal von Wasser förmlich durchrauscht gewesen sein muss.

Dieselbe Vorliebe für rieselnde und plätschernde Brunnenanlagen findet sich auch in kleineren Villenbauten nicht selten. Ein sechseckiges Wasserbecken bildete den Mittelpunkt des nach hinten durch eine Exedra erweiterten Hauptsaaus im Nordostflügel der Villa von Bignor (Sussex), ein achteckiges Becken zierte den durch seinen Mosaikboden berühmten Oecus der Villa in Nennig, und ein Becken gleicher Form den quadratischen, ebenfalls mit einem reichen Mosaik geschmückten Oecus der Villa von Westerhofen bei Ingolstadt<sup>2)</sup>.

Dass das nicht etwa Ausnahmen sind, wird durch die literarische Überlieferung bestätigt. Statius unterlässt in seiner Beschreibung der Villa des Manilius Vopiscus nicht zu erwähnen, dass jedes Gemach durch eigene Wasserleitung mit seinem eigenen Zierbrunnen ausgestattet war, und der jüngere Plinius hebt in seinem Tuseum ein cubiculum wegen seiner Gartenmalerei und einer komplizierten Wasserkunst, die sich darin befand, besonders hervor<sup>3)</sup>. In einer spätantiken Palastbeschreibung, deren Reste in mehreren Glossarien erhalten und auch in die apokryphen Thomasakten übergegangen sind, wird auch ausdrücklich gesagt, welchen praktischen Zweck das fließende Wasser in den Wohnräumen zu erfüllen hatte<sup>4)</sup>. Da werden unterschieden 1. *zetae hiemales*, d. h. die Winterwohnung, *quae calidae fiunt obducta flamma*, die also durch Heizung erwärmt werden, und 2. *zetae aestivales*, d. h. Sommerräume, *quae frigidae fiunt obducta aqua*, die durch die Einführung fließenden Wassers gekühlt werden.

1) So wird der Befund von M. L. Gothein, Geschichte der Gartenkunst I, 1914, S. 121 erklärt, wo überhaupt die grosse Rolle, die das Wasser in der Villa Hadrians spielt, treffend geschildert ist. Winnefeld a. a. O. S. 69 vermutete an der Stelle ein grösseres plastisches Rundwerk.

2) Bignor: Lysons, Archaeologia XVIII, 1817, S. 203; XIX, 1821, S. 176 Taf. 13; Reliquiae britannicoromanae III, 1817, Taf. 3 ff.; Caumont, Cours d'antiquités III, 1838, S. 109 ff. Taf. 37; Th. Morgan, Romano-british mosaic pavements, 1886, Taf. zu S. 200; W. de Grey Birch, Journal of the brit. archaeol. assoc. LXII, 1886, S. 57 ff. — Nennig: v. Wilmowsky, Die römische Villa zu Nennig und ihr Mosaik, 1865; v. Behr, Zeitschr. f. Bauwesen LIX, 1909, S. 313 ff. Taf. 49; Swoboda, Röm. und rom. Paläste, 1919, S. 95 ff. Abb. 47. — Westerhofen: Köglmayer, Der Mosaikboden in Westenhofen, 1856; [Kass], Die Römervilla in Westenhofen, 1857; v. Hefner, Oberbayr. Archiv XVII, 1857, S. 17 ff. Taf. 1; Miller, Reste aus röm. Zeit in Oberschwaben, 1889, S. 27 Abb. 19; Swoboda a. a. O. S. 23 Abb. 12.

3) Statius, Silvae I 3, 37; Plinius, Epist. V 6, 23; vgl. auch Seneca, Ad Lucilium epist. 100, 6 und J. de Casaubon zu Sueton., Octav. Aug. 82 (Ausc. 1611, S. 287).

4) J. Schlosser, Sitzungsberichte d. Wiener Akademie CXXIII 2, 1891, S. 46; Huelsen, Mitteilungen des arch. Inst. Römische Abt., XVII, 1902, S. 255 ff.; zu den Thomasakten vgl. auch R. Garbe, Ostasiat. Zeitschr. I, 1912/13, S. 360 ff.

Im Westen scheint diese Blüte des antiken Wohnluxus mit dem Ende des Kaiserreichs dann verloren gegangen zu sein. Dagegen hat die islamische Kultur, die so viele Lebensgewohnheiten, Bagedanken und Raumformen des Altertums bis heute bewahrt hat, auch in diesem Punkte die antike Überlieferung nicht abreißen lassen, sie im Gegenteil noch weiter ausgebaut. Der Nasridenpalast al-Hamra bei Granada, Menani und Zisa in Palermo, zwar von normannischen Königen, aber nach arabischem Vorbild erbaut, oder die Sefewidenpaläste in Isfahan vermitteln noch heute eine lebendige Vorstellung von den wasserdurchrauschten Sälen der Antike <sup>1)</sup>.

Ausser im Wohnbau sind Wasserbecken in Innenräumen m. W. nur noch bei der Gattung der Taufkapellen bzw. -kirchen zu belegen. Dass es sich um eine derartige Anlage bei dem Trierer Bau nicht handeln kann, bedarf wohl bei seinen ungewöhnlichen Abmessungen keiner Erörterung. Zudem wäre dann erst die zugehörige Kathedrale Kirche nachzuweisen.

So führt das Vergleichsmaterial ganz eindeutig auf den reicheren Wohnbau, und dann kann bei den gewaltigen Grössenverhältnissen des Saales nur der kaiserliche Palast in Frage kommen. Das wird zur Gewissheit, wenn wir den letzten Punkt betrachten, den wir als charakteristisch für das Bauwerk bezeichnet hatten.

#### 4. Die Tribüne.

Das hintere Viertel des Saales war von einer durch fünf marmorbelegte Stufen zugänglichen Tribüne von etwa 1 m Höhe eingenommen, die später nach vorn erweitert wurde und so das Wasserbecken überdeckte. Ihr Boden war suspendiert und heizbar. Darauf standen nach Wilmowsky (S. 25) „am Rande 8 Zoll dicke Säulen von rotem Porphy, grün gestreiftem und grau geädertem Marmor, wodurch das Ganze dem oblongen Tribunal der Basilika zu Pompei ähnlich war“. Ihr genauer Standort ist in dem Plane bei Wilmowsky nicht eingetragen, sie werden also wohl gar nicht in situ, sondern im Schutt ver-

1) Al-Hamra: O. Jones, Plans, elevations, sections and details of the Al-hambra, 1848; C. Uhde, Baudenkmäler in Spanien I, 1892, Taf. 8 ff. — Palermo: A. Goldschmidt, Zeitschrift für Bauwesen, XLVIII, 1898, S. 585 ff. — Isfahan: Coste et Flandin, Perse moderne, Taf. 44, 51, 58, vgl. Taf. 37 (Kaschan); Sarre, Denkmäler persischer Baukunst, 1910, S. 73 ff. Vgl. überhaupt Gothein a. a. O. S. 158 ff., wo auch zahlreiche literar. Berichte älterer Zeit herangezogen sind. Eine merkwürdige, aber natürlich zufällige Ähnlichkeit mit dem Trierer Bau bietet der Chan Assad Pascha in Damaskus, ein hallenförmiger Karawanseraï v. J. 1753 von quadratischem Grundriss mit vier Deckenstützen und grossem Wasserbecken in der Mitte, vgl. K. Müller, Die Karawanseraï im vorderen Orient, 1920, S. 47 f. Abb. 47. Ein neuzeitliches Kaffeehaus in Tunis mit quadratischem Viersäulensaal und Wasserbecken in der Mitte bei Trémaux, Parallèles des édifices anciens et modernes Taf. 8. — In Europa tritt die Verwendung des Wassers in Innenräumen erst mit der Renaissance wieder auf, z. B. in dem Neuen Lusthause zu Stuttgart, vgl. W. Lübke, Gesch. der Renaissance in Deutschland<sup>3</sup> 1914, S. 337 ff. (den Hinweis verdanke ich P. Clemen). Die Anregung dürften auch hier, mittelbar oder unmittelbar, islamische Vorbilder gegeben haben.

streut gefunden sein. Auf sie bezieht sich jedenfalls die Bemerkung S. 29: „Fragmente von kleineren Säulen aus rotem ägyptischem Granit, aus Cipollino und andern Marmorarten, welche in den östlichen Räumen des römischen Domes gefunden wurden.“ Wilmowsky wurde dadurch an die Säulen des Tribunals in der Basilika zu Pompei erinnert, und sie haben wohl zu seiner Deutung als Gerichtsbasilika beigetragen. Aber die Ähnlichkeit ist nur eine oberflächliche. In Pompei bilden die Säulen den vorderen Abschluss einer Exedra, die ist aber in Trier nicht vorhanden gewesen<sup>1)</sup> Auch ergibt der angegebene Durchmesser von 8 Zoll eine viel zu geringe Gesamthöhe der Säulen, als dass sie zu einer mit den grossen Säulen zusammenhängenden oder auch nur in Beziehung stehenden Architektur gehört haben könnten. Sie müssen also von einem von der Saalarchitektur völlig unabhängigen Bauwerk herrühren, und da liegt es nahe, sie als die Träger eines Baldachins nach Art des Ciboriums der christlichen Kirche zu betrachten.

Beides, Tribüne und Baldachin darauf, begegnet nun wieder im Palastbau, und zwar in dem grossen Thron- und Audienzsaal, den Constantin I. als Mittelpunkt seines Palastes in der neuen Residenz Constantinopel errichten liess. Über Gestalt und Einrichtung dieses Saales, der den Namen Κομιστώριον führte, finden sich zahlreiche Andeutungen in dem byzantinischen Zeremonienbuche, das Kaiser Konstantinos Porphyrogenetos im 10. Jahrhundert aus älteren Quellen zusammenstellen liess. Danach war dieses Consistorium ein grosser Saal, in dem auf einer auf Stufen ersteigbaren Estrade, dem sogenannten *pulpitum*, ein *κιβώριον*, d. h. ein Baldachin stand, unter dem der kaiserliche Thron aufgestellt wurde<sup>2)</sup>. Wie der Name Consistorium aussagt, ist dieser Saal zunächst nur als Sitzungssaal des Kronrates gedacht, er ist aber auch zur Verleihung hoher Würden und zum Empfang fremder Gesandtschaften, als Audienzsaal, benutzt worden. Die Ähnlichkeit mit dem Trierer Saalbau geht aber noch weiter. Mehrfach wird bemerkt, dass die dem

1) Mazois, Les ruines de Pompei III, 1829, S. 36 ff. Taf. 15 ff.

2) Den auf einer Estrade stehenden Herrscherthron mit einem Baldachin zu überbauen, ist alte ägyptische und vorderasiatische Sitte. Ihr Ursprung wird in einer Zeit zu suchen sein, wo der Herrscher noch unter freiem Himmel Recht sprach. Der Sonnenbrand verlangte ein leichtes Dach über dem Thron, das aber von Freistützen getragen sein musste, damit der Herrscher dem Volke sichtbar blieb. Solche Thronbauten im Freien mit Pfeilerbaldachin darüber haben sich in Aksum noch gefunden, vgl. Krencker, Deutsche Aksumexpedition II, 1913, S. 64 f. Abb. 139 ff. Die römischen Kaiser seit Diocletian (oder Constantin) werden mit dem übrigen Hofzeremoniell auch diese Sitte von den Sasaniden übernommen haben, vgl. Herzfeld, Jahrb. der preuss. Kunstsammlungen XLI 1920, S. 5 ff., wo die litterarische und monumentale Überlieferung über solche Throne von den Achämeniden über Alexander, die Arsakiden und Sasaniden bis zu den Mongolenkaisern zusammengestellt ist. Darstellungen byzantinischer Thronbaldachine finden sich beispielsweise auf Elfenbeindiptychen, vgl. W. F. Volbach, Elfenbeinarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters, 1916, Taf. III b. Karl der Kahle unter einem Thronbaldachin sitzend im Codex aureus von St. Emmeran zu Regensburg bei Leidinger, Meisterwerke der Buchmalerei, 1920, Taf. 1.

Thron gegenüberliegende Wand drei Türen hatte, und diese Türen müssen von beträchtlicher Grösse gewesen sein. Denn als einmal beim Empfang einer persischen Gesandtschaft sich unter den Geschenken auch Pferde befinden, werden die drei Türen, die mit seidenen Teppichen (*vela*) verhängt waren, geöffnet, damit der Kaiser von seinem Thron aus durch die Türöffnungen hindurch die draussen aufgestellten Tiere seines Blickes würdigen kann<sup>1</sup>). Denkt man sich diese Szene in Trier, so wird der Bericht in der Tat verständlich und glaublich.

Ein solcher als Consistorium bezeichneter Thron- und Audienzsaal scheint nun ein typischer Bestandteil grösserer Palastanlagen gewesen zu sein. In der schon erwähnten spätantiken Palastbeschreibung der Thomasakten wird gleichfalls ein solches Consistorium erwähnt, und zwar in enger Verbindung mit einem Raume, der als *trichorum* bezeichnet ist<sup>2</sup>). Strzygowski, der bereits diese Palastbeschreibung zur Erklärung von Mschatta herangezogen hat, hat daher den dort dem Dreikonchensaal vorgelagerten dreischiffigen Saal mit dem Consistorium der Palastbeschreibung gleichgesetzt<sup>3</sup>), und es wird kein

1) Konstantinos Porphyrogenetos, *Ἐκθσεις τῆς βασιλείου τάξεως* I 9 (S. 63 der Bonner Ausg. von 1829, ebenso I 10, S. 73; Zeremonie beim Pfingstfest): *ὁ δὲ βασιλεὺς κατέρχεται τὸ πούλιτον καὶ ἴσταιτο ὑπὸ τὸ καμελαύκιον ἐν τῷ πορφυρῷ λίθῳ* I 46 (S. 234, Verleihung der Magisterwürde): *Πρὸ μῆς τῆ αὐτῆ ἑσπέρα ἀσφαλίζονται οἱ τρεῖς πυλῶνες οἱ ἐλεφάντινοι τοῦ κοινοιστωρίου, καὶ οἱ ἐξερχόμενοι εἰς τὸν μάρωνα τῶν καντιδάτων καὶ κρημῶσιν βῆλα εἰς τοὺς τρεῖς πυλῶνας, ἀσφαλίζεται δὲ καὶ τὸ τρίθυρον τοῦ ὀνοποδίου, ὁμοίως καὶ αἱ θύραι τοῦ δέλφακος, καὶ ἴσταιτο τὸ σένζον εἰς τὸ κιβώριον τοῦ κοινοιστωρίου . . . . . καὶ φέρει [nämlich ὁ πραιπόσιτος] αὐτὸν [nämlich τὸν ὀφειλόντα προβληθῆναι μάριστρον] μέσον τῶν πορφυρῶν γραδῆλιων ἔμπροσθεν τοῦ κιβωρίου, καὶ ἀναφέρει αὐτὸν εἰς τὸ τρίτον γραδῆλιον καὶ πίπτει ἔμπροσθεν τοῦ ὑποποδίου τοῦ σένζον καὶ φιλεῖ τοὺς πόδας usw.; I 89 (S. 405, Empfang der persischen Gesandten): *δεῖ τὸν ἀδμισιονάλιον ἀγαγεῖν τὸν πρόεσβην καὶ παραστήσαι αὐτὸν εἰς τὸν τοῦχον ἀντὶς τοῦ βήλου τοῦ μεγάλου θερινοῦ κοινοιστωρίου. ἀνοίγονται δὲ αἱ τρεῖς θύραι τοῦ κοινοιστωρίου, ἐὰν ἔχη ἵππους εἰς τὰ ξένια. Καὶ τρία βῆλα πάντως κρέμονται ὀλοοήρικα* Das vorher genannte *ἀντικονοιστώριον*, wo die Gesandten warten, muss der vor dem Saal gelegene Hof sein. Ausser dem *μέγα θερινὸν κοινοιστώριον* gab es noch ein *μικρὸν κοινοιστώριον*, das mit dem *χειμερινὸν κοινοιστώριον* identisch sein wird. Das entspricht ganz vorderasiatischer Gewohnheit, nach der auch Sommer- und Winterliwan unterschieden werden. Schon die Achämeniden haben neben dem Sommerpalast (Apadana) einen kleineren Winterpalast (Tatschara), wohl wieder nach syrischem Vorbild, vgl. Koldewey, Ausgr. in Sindschirli S. 168, wo auf Jeremias 36, 22 und Amos 3, 15 verwiesen ist, und Herzfeld, *Klio* VIII, 1908, S. 51. — Zu den angeführten Textquellen zum Konstantinopeler Kaiserpalast vgl. F. Reber, *Der Karolingische Palastbau I* (Abh. der bayr. Akad. XIX, 1891) S. 768 ff.; J. P. Richter, *Quellen der byzantinischen Kunstgeschichte*, 1897, S. 277 f.; J. Ebersolt, *Le grand palais de Constantinople*, 1910, S. 39 ff.*

2) Schlosser a. a. O. S. 45; Huelsen a. a. O. S. 258 f. Vgl. oben S. 159 A. 4.

3) *Jahrb. d. preuss. Kunstsammlungen* XXV, 1904, S. 227 ff. Strzygowski wollte hier ein gemeinsames Vorbild für Mschatta und die Palastbeschreibung im Salomonischen Palaste sehen. Aber von dem wissen wir doch viel zu wenig. Beide scheinen mir vielmehr das italisch-hellenistische Haus als Vorstufe vorauszusetzen. Dieses unterscheidet sich nach der antiken Baulehre (Vitruv, *De archit.* VI, 7, 1) eben dadurch vom griechisch-hellenistischen Hause, dass man nicht, wie dort, unmittelbar in den Peristyhof tritt, sondern erst ins Atrium. Nun hat schon Schlosser (a. a. O. S. 45)

Zufall sein, dass auch dieser Saal wieder wie das Consistorium in Konstantinopel nach vorn in drei grossen Bogentoren geöffnet ist, genau so wie auch der Saalbau in Trier. Nach alledem scheint es mir nicht zu kühn, den Kernbau des Trierer Doms als das Consistorium, d. h. den Thron- und Audienzsaal des dortigen Kaiserpalastes zu bezeichnen.

Allerdings ist noch mit einem Einwand zu rechnen, dass nämlich ein so isoliert stehender Saalbau nicht den Mittelpunkt eines vielräumigen Palastes gebildet haben könne. Aber ein solcher Einwand wäre nur aus der neuzeitlich-europäischen Vorstellung von Palastbauten heraus verständlich, und eine solche Vorstellung von grossen Baumassiven mit endlosen Zimmerfluchten ist ganz einseitig. Um davon — wo es nötig sein sollte — zu befreien, müssen wir einen Überblick über den Palastbau im Altertum zu gewinnen suchen.

#### Grundzüge des Palastbaus.

In der Anordnung der zahlreichen Baulichkeiten, die eine grosse Hofhaltung erfordert, lassen sich zwei Grundprinzipien unterscheiden, die einander polar entgegengesetzt sind.

Das eine Prinzip geht dahin, die einzelnen Räumlichkeiten in mehr oder weniger geschlossener Folge um Binnenhöfe herum anzuordnen und die so gewonnenen Hofhäuser je nach dem Bedürfnis in beliebiger Anzahl zu grösseren Baukomplexen zusammenzuschliessen. Dieses Prinzip beherrscht den Palastbau in Babylonien, Assyrien, Syrien und den Kulturländern des Mittelmeers von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Altertums fast ausschliesslich. Nur in der Kaiserzeit macht sich daneben eine entgegengesetzte Strömung bemerkbar, auf die wir gleich zu sprechen kommen werden. Nebukadnezars Königsburg in Babylon sowie Dur Scharrukin, die Sargonsburg, in Assyrien auf der einen Seite, und der Kaiserpalast auf dem Palatin in Rom auf der anderen Seite sind hervorragende Vertreter dieses Prinzips, das wir kurz als das Prinzip der geschlossenen Bauweise bezeichnen wollen.

Man hat das Einzelement solcher vielhöfigen Palastbauten, das Hofhaus, auf verschiedene Typen, einen injunktiven, konjunktiven und disjunktiven Typus zurückführen wollen, doch ist hier nicht der Ort, darauf ausführlich einzugehen, obwohl sich manches dagegen sagen liesse<sup>1)</sup>. Hier kommt es

---

m. E. richtig bemerkt, das das Salutorium der Palastbeschreibung sachlich dasselbe ist wie das alte Atrium, „in welchem sich die Klienten des Morgens zur Salutatio einfanden“. Das Consistorium aber, als der Mittelpunkt des Palastes, muss sich auf einen vorgelagerten Hof geöffnet haben, der also in der Palastbeschreibung zwischen Salutorium und Consistorium einzuschieben ist. Damit haben wir das Grundschema des italischen Atrium-Peristylhauses, das, wenn auch in erheblich vereinfachter Form, dem Domitianspalast auf dem Palatin ebenso zu Grunde liegt wie dem Ommajjaden-schlosse Mschatta. Wie in diesem frühislamischen Bau östliche und westliche Elemente sich mischen, ist schon oben S. 155 angedeutet worden.

1) Die Unterscheidung dieser drei Hofhaustypen stammt von R. Koldewey (Die Tempel von Babylon und Borsippa, 1911, S. 14) und ist neuerdings von V. K. Müller (Mitt. d. arch. Inst. Athen. Abt. XLII, 1917, S. 109 ff.) ausführlich behandelt worden.

vielmehr auf die Gesamtplananlage an, d. h. auf die Art, wie die einzelnen Hofhäuser zu einem Ganzen verbunden sind. Da macht sich nun ein in künstlerischer Beziehung grundlegender, für eine bestimmte Art des Raumpfindens höchst bezeichnender Unterschied bemerkbar zwischen Ägypten einerseits und Vorderasien mitsamt allen Mittelmeerländern andererseits. In Babylonien, Assyrien, Nordsyrien (Sendschirli), Kleinasien (Boghasköi), Altkreta, im mykenischen und klassischen Griechenland sowie noch im frühkaiserzeitlichen Rom (Palatin) sind die einzelnen Hofkomplexe in mehr oder weniger willkürlicher, zufälliger Weise zu einem grossen Palastkomplex zusammengeschweisst. Nirgends finden sich grosse durchgehende Symmetrieachsen, die das Rückgrat rythmisch komponierter Gesamtpläne bildeten, wie uns das in Westeuropa seit der Zeit des Barock selbstverständlich geworden ist<sup>1)</sup>. Diese Art, eine ganze Folge von

Danach soll der injunktive Typus, der in Babylonien, Assyrien und Ägypten üblich ist, so entstanden sein, dass ein rechteckiger ummauerter Hof das Primäre ist, in dem dann die einzelnen Gebäude in fortlaufender Reihe so hineingesetzt werden, dass der Binnenhof in der Mitte übrig bleibt. Beim konjunktiven Typus (Sendschirli, Tiryns, Altkreta?) dagegen sollen die Einzelgebäude das Primäre sein und der Hof sekundär, erst nachträglich angefügt oder durch Einfügung kleiner Zwischenbauten (Portiken) entstanden. Der disjunktive Typus endlich (Atriumhaus) sei durch Aufreissung des Daches zu einem Compluvium entstanden. Von diesen drei Typen kommt der letztere ohne weiteres in Fortfall, denn das Atrium ist weder von Hause aus ein Hofhaus noch durch Aufreissen des Daches je dazu geworden, sondern immer ein Hallenhaus geblieben, vgl. Germania, 1920, S. 54. An der Unterscheidung von injunktivem und konjunktivem Typus dagegen ist insofern etwas Richtiges, als bei letzterem der Hof tatsächlich etwas Sekundäres ist, aber nur in stärkerer Ausprägung als bei ersterem. Denn das Primäre ist in jedem Falle das einzellige Wohnhaus und nicht die Hofmauer. Diese dient ja gar nicht Wohnzwecken, sondern Wehrzwecken, hat also mit dem Hausbau ursprünglich nichts zu tun. Nur der Soldat beginnt zuerst mit der Wehranlage, dem Wall oder der Mauer, und in dem so geschaffenen Hofe baut er sein Zelt oder seine Hütte, entweder frei im Raume oder angelehnt an der Mauer. Immer aber in der Geschichte des Wohnbaus ist das Haus das Primäre, und der Unterschied zwischen beiden Typen besteht nur darin, dass bei dem einen die einzelnen Wohnzellen in fortlaufender Folge aneinander gereiht und um einen Hof zusammen geschlossen sind, bei dem andern dagegen nicht. Auch das griechische Peristylhaus ist ja nichts als eine dreimal im rechten Winkel umgeknickte Reihe von Laubenhäusern, der allseitig von Lauben umschlossene Hof ist erst aus rein ästhetischem Bedürfnis heraus (wohl nach ägyptischem Muster) zu einem einheitlichen Hof-„raum“ gestattet. Überhaupt ist der Begriff des „Hofhauses“ keine glückliche Bildung, denn es handelt sich bei ihm ja immer schon um eine Mehrzahl von Häusern, die um einen Hof zusammengeschlossen sind, also streng genommen um ein Gehöft, das man nicht mit Schuchardt (z. B. Alteuropa, 1919, S. 157) mit dem Megaronhause begrifflich auf eine Stufe stellen darf. Nicht Megaron und „Hofhaus“ sind zu vergleichen und in Gegensatz zu stellen, sondern höchstens das offene Gehöft des Nordens und das geschlossene Gehöft des Südens.

1) Die babylonische und assyrische Baukunst kennt von Hause aus keine Symmetrieachsen. Bei Nebukadnezars Palast in Babylon (R. Koldewey, Das wiederer-stehende Babylon, 1913, S. 67 Abb. 34) hat man wohl den Eindruck, als ob wenigstens ein Anlauf zu symmetrischer Planbildung genommen sei, aber sie ist eben doch nicht durchgeführt. Nur der Palast, den Dareios I. in babylonischem Stil auf der Burg von

Höfen verschiedener Grösse zu einer einheitlichen Raumkomposition zusammenzufassen, kennt von Hause aus nur die ägyptische Baukunst, und zwar schon zur Zeit des alten Reiches. Zwar wirklich grosse, selbständige Palastanlagen fehlen uns hier noch — abgesehen von dem zu wenig untersuchten Palaste in Tell el Amarna —, aber dafür treten die grossen Tempel ein, die den Palästen aufs engste verwandt sind<sup>1)</sup>.

Ausser in Ägypten findet sich dieses Kompositionsprinzip merkwürdigerweise nur noch in einem ganz abgelegenen und deshalb kaum beachteten Randgebiet des vorderasiatischen Kulturkreises, in Abbessinien. Der Palast Ta'acha Marjâm in Aksum (Abb. 8 u. 9) setzt sich aus drei Haupthöfen verschiedener Grösse und Form zusammen, die, auf eine durchgehende Symmetrieachse aufgereiht, sich zu einem grossen rechteckigen Baukomplex zusammenschliessen. Die Unterschiede in der Höhenlage der einzelnen Höfe werden durch Freitreppen überwunden, und im mittleren Hofe liegt an höchster Stelle, durch ein eigenes Podium noch besonders herausgehoben, der eigentliche Palast<sup>2)</sup>. Die ganze Anlage stammt erst aus der Blütezeit des aksumitischen Reiches, dem 4.—6. Jahrhundert n. Chr., aber der Typus ist zweifellos viel älter und kann, wie die ganze aksumitische Baukunst und ihre Träger nur aus Südarabien stammen. Unmittelbare Beziehungen zur ägyptischen Baukunst fehlen gänzlich, und so wird man versucht sein, die spezifisch ägyptische Art grosszügiger Raumkomposition wenigstens mittelbar aus Ägypten herzuleiten. Dieser Weg ist in der Tat gangbar. Wie unten ausführlicher dargelegt werden wird, ist die aksumitische Baukunst letzten Endes nur als ein Zweig der alt-syrischen Baukunst zu erklären<sup>3)</sup>. Nun zeigt zwar die einzige grössere Palastanlage, die wir aus Syrien bisher kennen, die Königsburg von Schamal-Sendschirli, keine Spur einer durchgehenden Symmetrieachse, sie ist im Gegenteil recht unregelmässig und locker gebaut, das System der pavillonartigen Einzelbauten ist kaum überwunden, und die Höfe sind durchaus sekundär<sup>4)</sup>. Aber im südlichen Syrien, in Palästina, ist uns wenigstens literarisch eine grosse Palast- bzw. Tempelanlage bezeugt, die dem Palaste Ta'acha Marjâm recht

---

Susa errichten liess, ist eine streng symmetrische Anlage (M. Pillet, *Comptes rendus de l'academie* 1913, S. 641 ff. mit Grundriss auf S. 646; ders., *Le Palais de Darius à Suse*, 1914, S. 65 Abb. 21). Aber das ist eine Ausnahme, die sich aus fremdem Einfluss erklären lässt. Vgl. unten S. 202 Abb. 10.

1) Die Paläste des zweiten und dritten Ramses in Theben (Ramessum und Medinet Habu, vgl. oben S. 143 Anm. 3) sind nur kleine Anhängsel grosser Tempelanlagen (diese am bequemsten in Baedekers *Ägypten* 7, 1913).

2) D. Krencker, *Deutsche Aksumexpedition II*, 1913, S. 112 ff. Taf. 19. — Auch im Kirchenbau macht sich ein solches Streben nach symmetrischer Gruppierung bemerkbar, vgl. z. B. die zu einer Gruppe vereinigten Grabkirchen der Könige Kaleb und Gabra Masqal mit ihren verschiedenen hohen Terrassenanlagen (Krencker a. a. O. S. 129 Abb. 278) oder die Kirche Nr. 8 in Kohaito mit ihrem rings umbauten Hof (a. a. O. S. 155 Abb. 319).

3) Vgl. unten S. 201.

4) Ausgrabungen in Sendschirli, 1893 ff.; vgl. *Jahrb. d. arch. Inst.* XXXVI, 1921

ähnlich und jedenfalls nach denselben Prinzipien geplant gewesen sein muss. Der grosse Komplex der Tempelbauten in Jerusalem zerfiel ebenso wie Ta'acha Marjâm in Aksum in eine Anzahl von Höfen verschiedener Höhenlage mit verbindenden Freitreppen, die vielleicht schon in der Salomonischen Ausführung, sicher in der durch Ezechiel überlieferten Gestalt und ebenso im

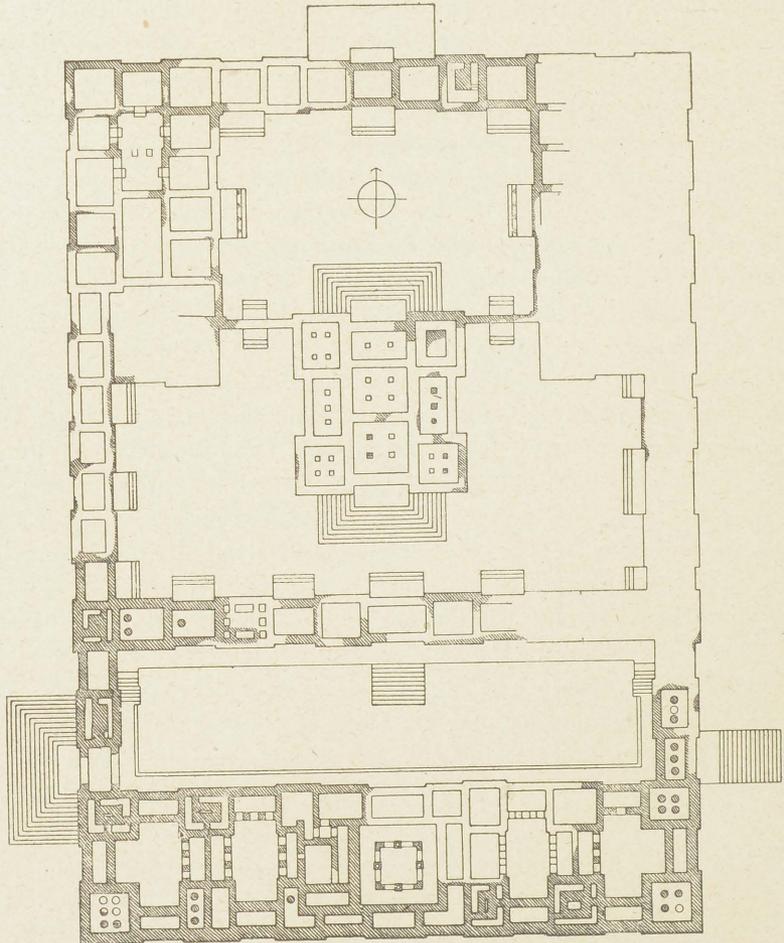


Abb 8. Ta'acha Marjâm in Aksum, ergänzter Grundriß. Maßstab 1:1000.

Neubau des Herodes durch eine durchgehende Symmetrieachse zusammengehalten wurden<sup>1)</sup>. Hier in Palästina, das ägyptischem Einfluss immer offen stand, wird auch diese Art architektonischen Komponierens ägyptischer Anregung verdankt werden, und nachdem sie hier in syrischem Sinne umgeformt und durch die in der Einführung der Höhenunterschiede der Höfe liegende

1) Vgl. unten S. 197.

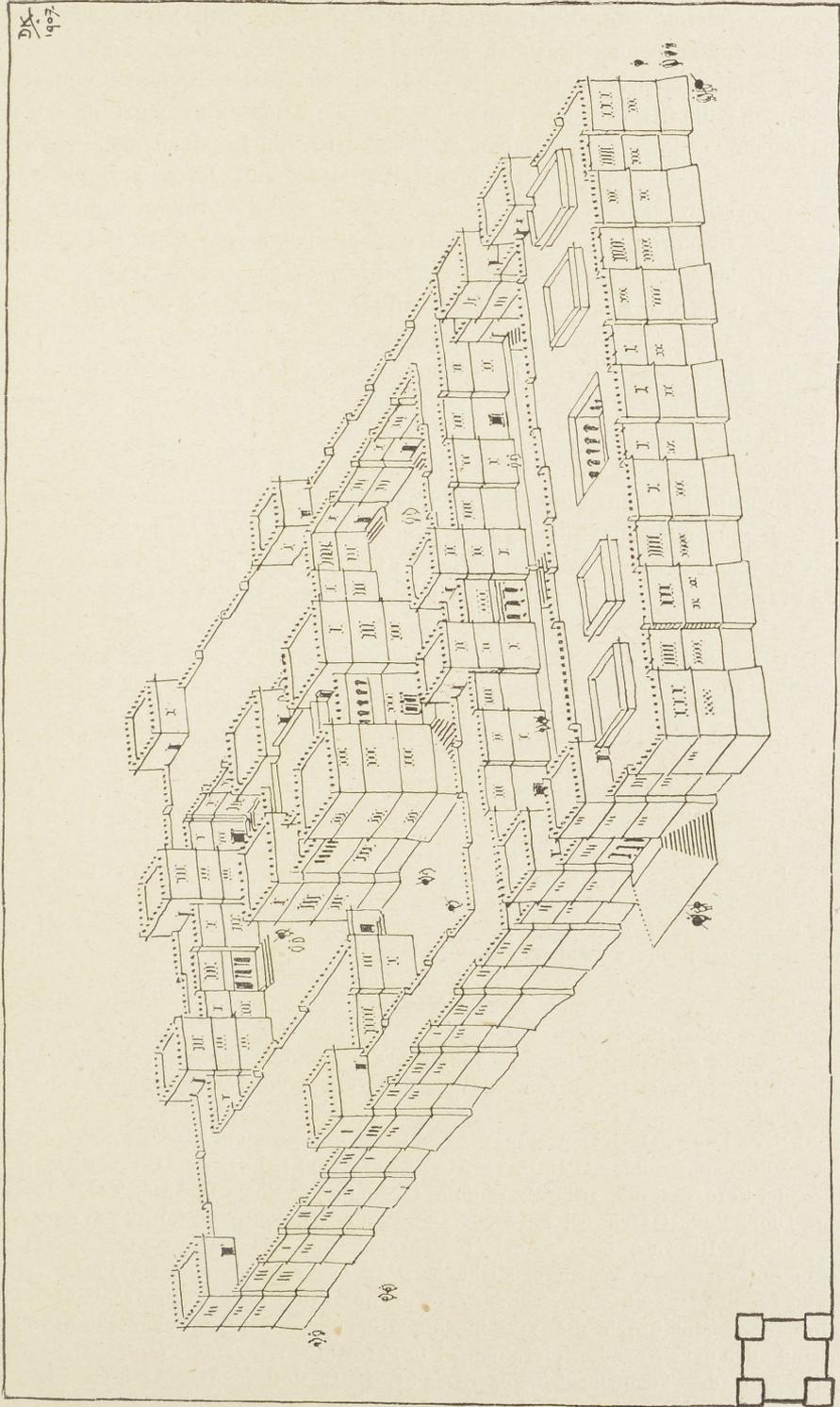


Abb. 9. Ta'ach Marjäm, Rekonstruktionsskizze von D. Krencker (aus Deutsche Aksumexped. II 1 13).

Steigerung bereichert war<sup>1)</sup>, ist sie dann wohl schon früh nach Südarabien und von da später nach Abessinien gelangt.

Aus dem Fortwirken dieser altsyrischen und letzten Endes ägyptischen Tradition, die im Kreise der späthellenistischen Architektur wohl zuerst im herodianischen Tempel zu Jerusalem zu Tage tritt, dürfte dann auch die Anlage des grossen Tempels in Heliopolis-Baalbek mit ihren verschiedenen Höfen zu erklären sein, für die es im Westen keine Vorbilder gibt<sup>2)</sup>. Im Gebiet der italisch-römischen Architektur macht sich dieser selbe Geist, diese einzig mögliche Art, das Problem der einheitlichen Zusammenfassung grösserer Baumassen und Höfe künstlerisch zu bewältigen, erst seit dem zweiten Jahrhundert in Bauten wie der grossen Schlossanlage auf Sirmione (Abb. 10) und im Traiansforum bemerkbar. Bezeichnenderweise ist als dessen Baumeister Apollodor von Damaskus überliefert, der die Idee eben aus Syrien mitgebracht haben wird<sup>3)</sup>.

Der geschlossenen Bauweise im Palastbau steht diametral gegenüber ein anderes Prinzip, bei dem die einzelnen Baulichkeiten isoliert bleiben und bestenfalls durch eine oder mehrere Symmetrieachsen wenigstens ästhetisch zu einer Einheit zusammengefasst werden. Diese offene und ursprünglich ganz unregelmässige Bauweise ist seit alters den nordischen Völkern eigen gewesen.

1) Indessen mag auch dafür schon die Anregung aus Ägypten gekommen sein, man denke an die Terrassen von Der el Bahri bei Theben (z. B. bei E. Bell, *The architecture of ancient Egypt*. 1915, S. 91 oder in Baedekers *Ägypten* 7, 1913, S. 287).

2) Die bisherige Datierung des in der Plananlage ganz verwandten Markt- und Tempelbezirks des Juppiter Damascenus in späteleukidische Zeit (R. Ph. Spiers, *Palastine exploration fund quarterly statement*, 1897, S. 282 ff.; Thiersch, *Pharos*, 1909, S. 103) ist durch Watzinger und Wulzinger (*Damaskus*, 1921, S. 33 f.) stark erschüttert worden. Die ganze Anlage stammt in der jetzt bekannten Gestalt jedenfalls erst aus dem III. Jahrh. n. Chr., doch fusst sie zweifellos auf älterer syrischer Tradition. — Ich benutze die Gelegenheit, einen merkwürdigen Irrtum zu berichtigen, der den Verfassern a. a. O. S. 41 f. untergelaufen ist. Das in Abb. 29 wiedergegebene „Kapitell“ ist die obere Hälfte einer Säulenbasis desselben Typus, wie er in Sindschirli mehrfach vorkommt (Ausgr. in Sindschirli S. 197 Abb. 88 und Taf. 33, S. 293 Abb. 201, vgl. auch S. 361 Abb. 260), und deshalb wichtig, weil dadurch die Gemeingültigkeit der Bauformen von Sindschirli für das ganze Nordsyrien erwiesen wird. Mit den ionischen, äolischen und persischen Kapitellen, die von Watzinger verglichen werden, hat die Basis nur insofern zu tun, als jene überhaupt von altsyrischen Formen abhängig sind.

3) Sirmione: G. G. Orti Manara, *La penisola di Sirmione*, 1856, Taf. 2; danach Swoboda, *Röm. und roman. Pal.* S. 71 Abb. 35. — Traiansforum: Fr. Richter, *Il ristaurato del Foro Traiano*, 1839; L. Canina, *Gli edifizj di Roma II*, 1848, Taf. 111–125; Cassius Dion, *Röm. Gesch.* 69, 4 (Ausg. Boissevain III, 1901, S. 225). F. Winter verdanke ich den Hinweis, dass schon Th. Schreiber für das Trajansforum ägyptische Anregungen vermutete (Springer-Michaelis, *Handb. d. Kunstgesch.* I 7, 1904, S. 414), nur sind sie nicht unmittelbar, sondern schon durch die altsyrische Architektur vermittelt. — Zu der durch die verschiedene Höhenlage der Höfe bewirkten Steigerung sind auch der grosse Peripteraltempel in Petra (Th. Wiegand, *Petra*, 1921, S. 41 ff. Beil. II), und der Tempelbezirk von Seeia-Sî (H. C. Butler, *Anc. Arch. in Syria A.* S. 365), also gerade wieder syrische Anlagen, zu vergleichen.

Zwei kaiserzeitliche Gehöfte auf der Insel Gotland, zweifellos auf ältester Überlieferung fussend, zeigen je vier einzellige Häuser, die als Wohnhaus, Küchenhaus, Schlafhaus und Vorratshaus zu deuten sind, ohne ersichtlichen

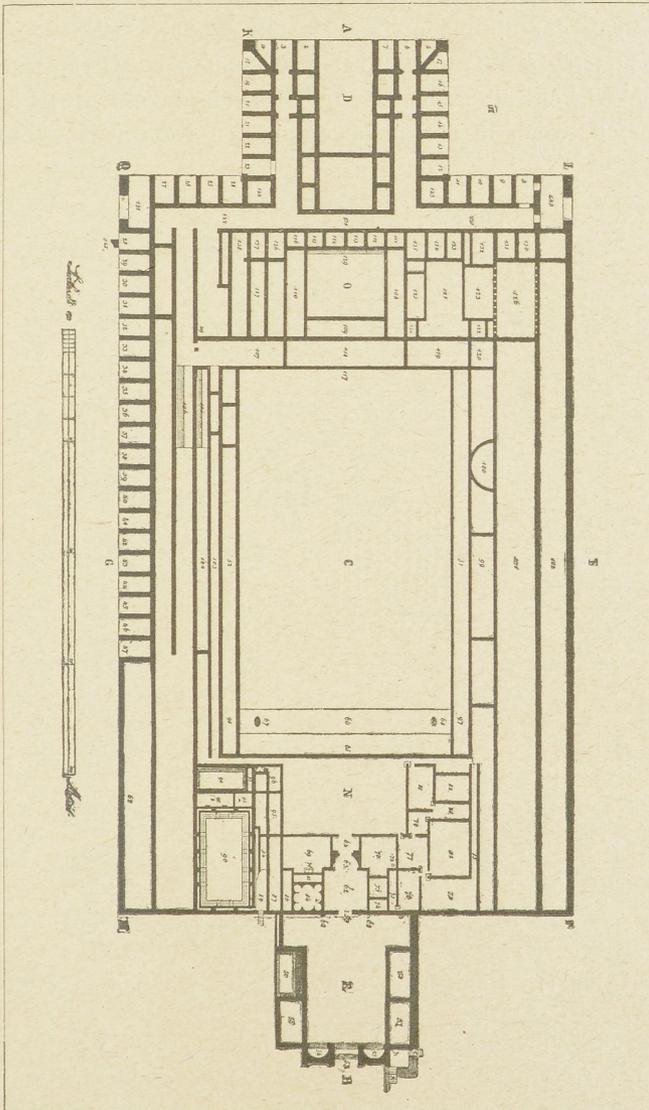


Abb. 10. Villa auf Sirmione. Maßstab etwa 1:1700 (aus Swoboda, Röm. Pal. S. 71).

Plan zu einem lockeren Haufen vereinigt<sup>1)</sup>. Auch in dem Herrenhof von

1) Gehöft von Hörsne: F. Nordin, Kongl. vitterhets historie och antiquitets akademis Månadsblad XV, 1886, S. 97 Abb. 5; ders., En svensk bondgård, 1891, S. 7. — Gehöft von Hejnum: Nordin, a. a. O. S. 9; Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, 1906, S. 188 Abb. 312; W. Schulz-Minden, Das germanische Haus, 1913, S. 11 Abb. 1. Denselben Charakter zeigen die Bauernhöfe in Niedersachsen und Skandinavien noch heute, vgl. R. Henning, Das deutsche Haus, 1882, S. 37 und 62.

Troia II liegen die Megara als isolierte Einzelhäuser nebeneinander, und dass in Tiryns und sogar noch in Priene der z. T. von Säulenhallen umschlossene Hof ein durchaus sekundäres Gebilde ist, ist leicht ersichtlich und schon häufig betont worden<sup>1)</sup>. Und derselbe Geist, derselbe Verzicht auf eine künstlerische Zusammenfassung der einzelnen Tempel, Schatzhäuser usw. zu einem Ganzen offenbart sich in den grossen griechischen Heiligtümern wie Olympia, Delphi, Delos.

Ein Nachwirken alter nordischer Überlieferung wird man daher auch annehmen dürfen, wenn in den achämenidischen Königssitzen Pasargadae und

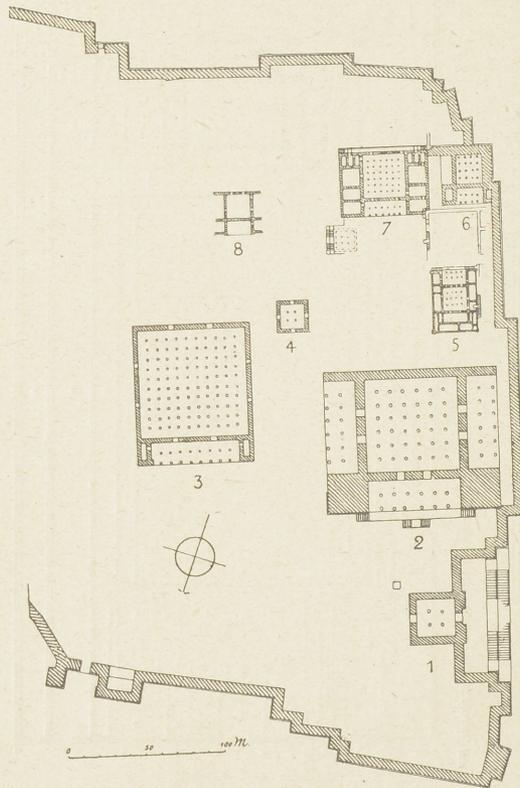


Abb. 11. Königsburg in Persepolis. Maßstab 1:5000.

Persepolis die einzelnen Saalbauten isoliert bleiben und nicht wie in Assyrien und Babylonien zu grossen Baukörpern zusammengeschlossen werden<sup>2)</sup>. Sieht man von dem zu wenig bekannten Pasargadae ab, so bietet Persepolis das älteste Beispiel eines Palastbezirkes, in dem die Isolierung der Einzelbauten, also eine Art Pavillonsystem, streng durchgeführt und wohl bewusst zum künstlerischen Prinzip erhoben erscheint (Abb. 11). Hätte es doch für die Perser

1) Troja: W. Dörpfeld, Troja und Ilion, 1902, Taf. 4. — Tiryns: H. Schliemann, Tiryns, 1886, Taf. 1 und 2. — Priene: Th. Wiegand, Priene, 1904, S. 285 ff.

2) Coste et Flandin, Voyage en Perse, Perse ancienne II, Taf. 67; Sarre und Herzfeld, Iranische Felsreliefs, 1910, Abb. 46 (zu S. 103).

bezw. ihre Vorgänger auf künstlerischem wie auf politischem Gebiet, die Meder, nahe genug gelegen, sich den eindrucksvollen Vorbildern der alten Kulturvölker im südlichen Flachland auch im Palastbau anzuschliessen. Statt dessen lassen sich nur der Terrassenbau und die gleichmässige Orientierung der Baulichkeiten auf südliche Anregung zurückführen. Von einer durchgehenden Symmetrieachse als Rückgrat rythmischer Raumkomposition findet sich keine Spur.

Ein so glanzvoller Bau wie die Königsburg von Persepolis konnte kaum ohne Nachwirkung bleiben. So hat sich der Palast, den die Mauryakönige — vielleicht selbst achämenidischer Herkunft — in Pataliputra errichteten, nach den bisherigen Untersuchungen als eine recht getreue Nachahmung von

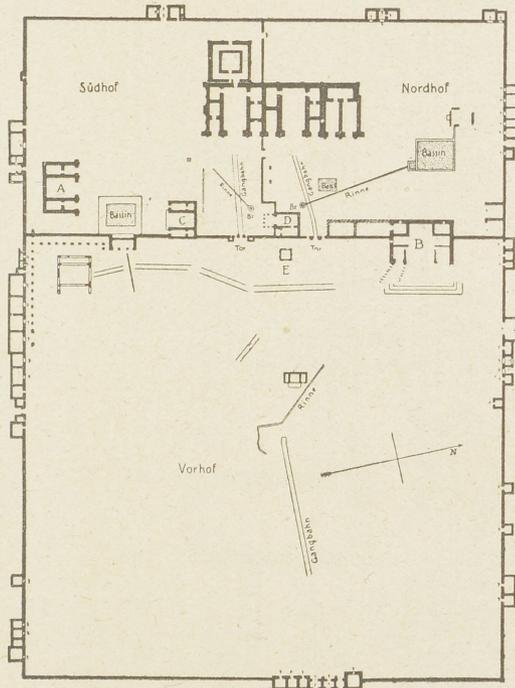


Abb. 12. Palastbezirk in Hatra. Maßstab 1 : 5000.

Persepolis herausgestellt, zumal in der dem Pavillonsystem folgenden Planung<sup>1</sup>). Auf dem Boden des alten Perserreiches selber wird allerdings mit Alexander und den Seleukiden zunächst hellenistischer Geist auch im Palastbau die Oberhand gewonnen und bis in die Partherzeit nachgewirkt haben. Wie in Babylon ein griechisches Theater und selbst auf dem iranischen Hochlande in Kangowar ein riesenhafter Tempel hellenistischen Stils erstand, so verrät auch der kleine Palast zu Nippur in seinem Peristylhof hellenistischen Einfluss, und ebenso zeigt sich eine kleine Palastanlage in Petra trotz ihrer alten vorderasiatischen Raumformen äusserlich ganz hellenisiert<sup>2</sup>). Allmählich aber verflüchtigt sich

1) D. B. Spooner, *Journal of the royal asiatic society*, 1915, S. 63 ff. und 405 f.

2) Babylon: R. Koldewey, *Das wiedererstehende Babylon*, 1913, S. 293 ff. —

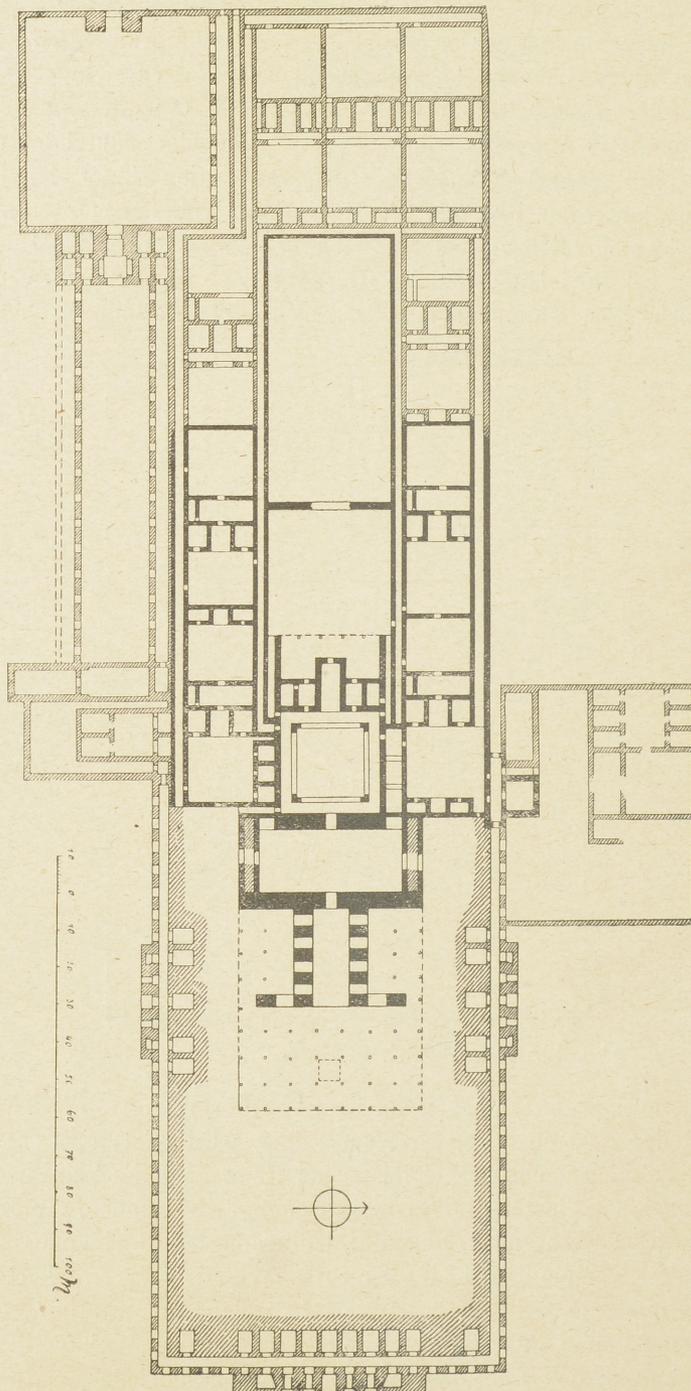


Abb. 13. Palast in Kasr i Schirin, Grundriß mit ergänzten Säulenvorhallen (zu der westl. Vorhalle vgl. den irakenischen Tarmahaustypus S. 212 Abb. 21 g).  
Maßstab 1 : 2000.

doch der hellenistische Einfluss, wenigstens in den dem Mittelmeer weniger

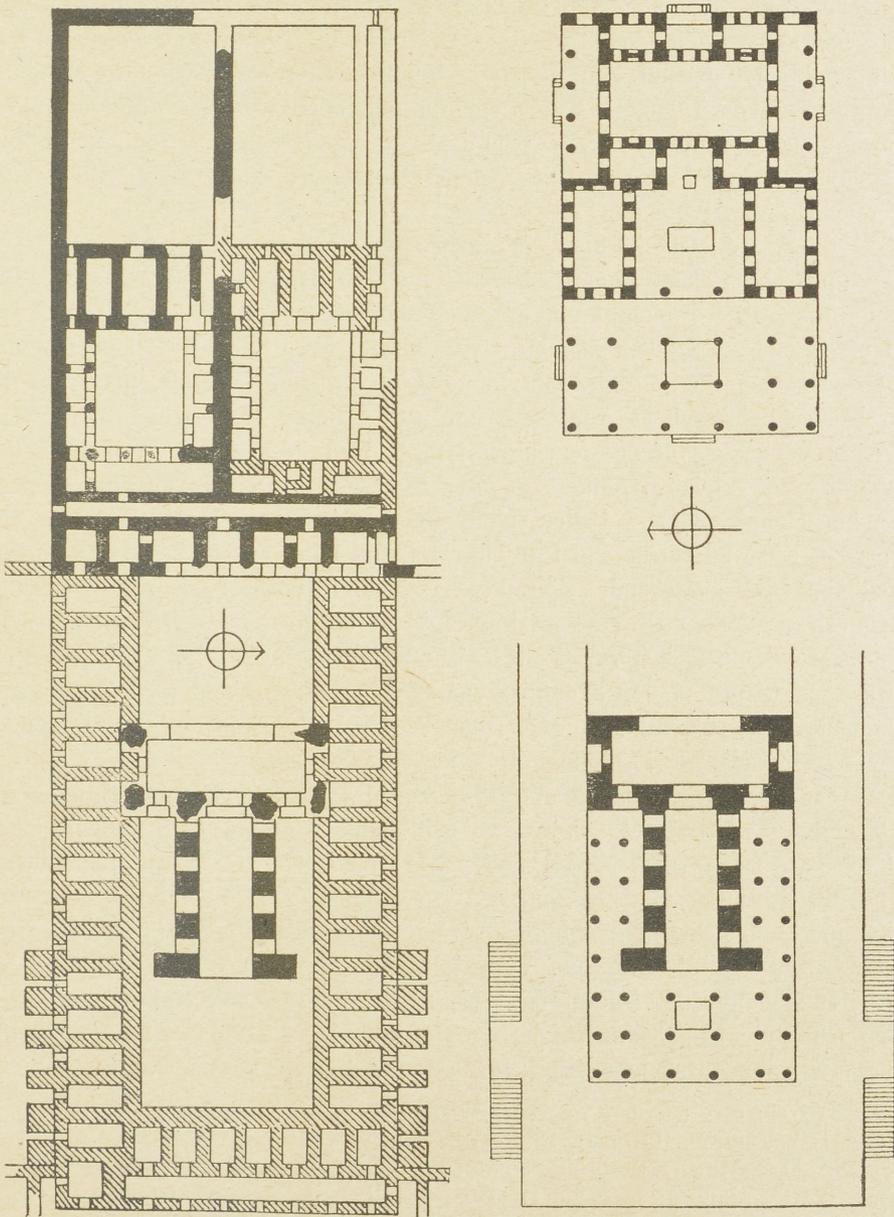


Abb. 14. Palast Hauschkuri, Grundriß der Ruine (links) und Ergänzungsvorschlag (rechts unten). Rechts oben Tschihil Sutun in Isfahan. Maßstab 1:1000.

nahe gelegenen Gebieten, und die einheimischen Elemente kommen wieder zum  
Kangowar: Coste et Flandin a. a. O. I Taf. 20–23; Sarre und Herzfeld, Iran. Fels-  
reliefs S. 230 f. — Nippur: Peters, American journal of archaeology VIII, 1904,  
S. 403 ff. und IX, 1905, S. 450 ff.; Marquand, ebenda IX, S. 7 ff. — Petra: Th. Wie-  
gand, Petra, 1921, S. 68 ff. Abb. 60, vgl. oben S. 156 f.

Durchbruch. In dem Partherpalast in Assur-Libanae sind die vier grossen Liwane wohl noch um einen geschlossenen Hof gelagert, aber dieser zentrale Hof hat keine umlaufenden Portiken mehr wie in Nippur, und in Hatra haben wir schliesslich wieder ganz dieselbe aufgelöste Bauweise wie in Persepolis<sup>1)</sup>. Da gibt es weder Binnenhöfe noch eine durchlaufende Achse, um die die isolierten Liwanbauten gruppiert wären. Sie liegen unregelmässig verstreut, nur ein Netz gleichlaufender Fluchtlinien liegt dem Palastbezirk zu Grunde wie schon in Persepolis (vgl. Abb. 12).

Im sasanidischen Palastbau dauert diese Gegensätzlichkeit zum Hellenismus an. Die Paläste von Firuzabad und Sarwistan sind wohl geschlossene Bankörper, aber gar nicht mit grossen Palastbezirken wie Persepolis und Hatra in eine Reihe zu stellen, sondern den Einzelhäusern zu vergleichen, aus denen jene zusammengesetzt sind. Pavillonartig in grossen Parks gelegen — vor der Front des Schlosschens von Sarwistan sah Flandin noch ein grosses rundes Wasserbecken —, öffnen sie sich mit ihren Haupträumen unmittelbar ins Freie, während der kleine Wohnhof an der Rückseite durchaus nebensächlich, als Anhängsel erscheint<sup>2)</sup>. Bedeutender sind die Anlagen aus der Zeit Khusraus II Parwez, Kasr i Schirin und Hauschkuri (Abb. 13 u. 14)<sup>3)</sup>. Beide auf Terrassen sich über die umgebenden Paradiese erhebend, von gleicher Disposition des Grundrisses, zeigen sie eine merkwürdig aufgelöste Form. Die kleine, in sich leidlich geschlossene Gruppe der Repräsentationsräume mit dem weit sich öffnenden Liwan in der Front ist von den rückwärtig und z. T. niedriger gelegenen Hofhaus-Komplexen (für Dienerschaft usw.) ganz losgetrennt und steht frei wie ein grosser Pavillon mitten auf der Terrasse.

Dagegen zeigt sich der frühislamische Palastbau der Ommajjaden- und Abbasidenzeit in der Planbildung wieder aufs stärkste vom Hellenismus beeinflusst. Die Wüstenschlösser Mschatta (Abb. 15) im Ostjordanlande und Uchaidir (Abb. 16) im Irak sind fest geschlossene Anlagen mit grossem Mittelhof und zahlreichen Nebenhöfen, streng symmetrisch um eine durchgehende Achse gruppiert<sup>4)</sup>. Auf ihre Verwandtschaft mit einer spätrömischen, u. a. aus den Thomasakten bekannten Palastbeschreibung wurde schon hingewiesen<sup>5)</sup>. Den Abbasidenpalästen in Samarra (Abb. 17) liegt dasselbe Schema zu Grunde, nur sind die Masse jetzt ins Riesenhafte gesteigert<sup>6)</sup>.

1) Libanae (Assur): W. Andrae, Die Festungswerke von Assur, 1913, Taf. 4. — Hatra: W. Andrae, Hatra II, 1912, Taf. 3 und 4.

2) Firuzabad: Coste et Flandin, Voyage en Perse I Taf. 39 und 40; Dieulafoy, L'art antique de la Perse IV, 1885, Taf. 13 ff. — Sarwistan: Coste et Flandin Taf. 28 und 29; Dieulafoy a. a. O. Taf. 3 ff.

3) Vgl. oben S. 155 Anm. 1.

4) Mschatta: s. oben S. 155 Anm. 3. — Uchaidir: O. Reuther, Ochejdir, 1912; G. L. Bell, Palace and mosque at Ukhaidir, 1914.

5) S. oben S. 162.

6) E. Herzfeld, Erster vorl. Bericht über die Ausgr. in Samarra, 1912, S. 26 ff. Taf. 9 (Kasr il-Âschik), S. 32 ff. Taf. 10 (Balkuwara); ders. im Islam V, 1914, S. 203 (Dschausak il-Chakâni) und Jahrb. d. preuss. Kunstsamml. XLII, 1921, S. 118 Abb. 3 (Istabilât).

Neben der geschlossenen Bauweise muss sich aber die offene, das Pavillonsystem, weiter gehalten haben, und zwar in ihrer alten Heimat, auf dem iranischen Hochlande. Aus dem Mittelalter hat sich zwar nichts erhalten, aber

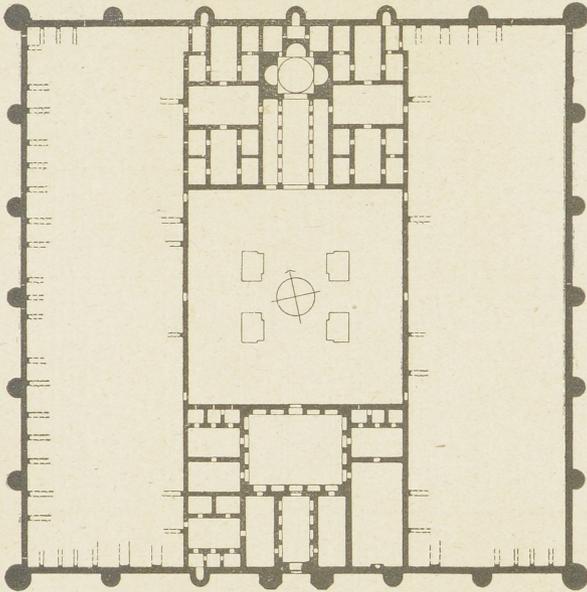


Abb. 15. Mschatta. Maßstab 1:2000.

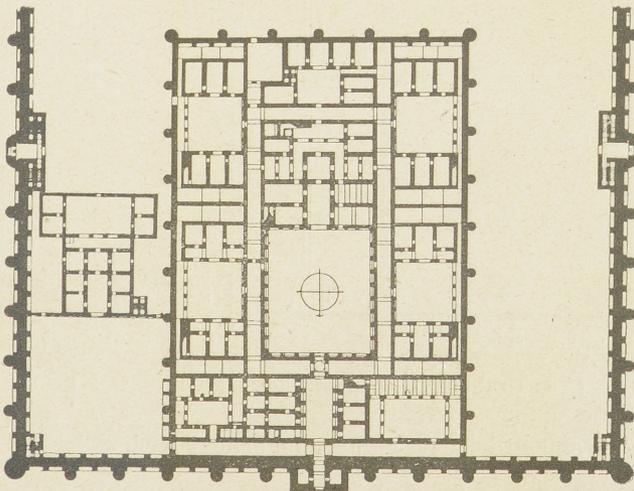


Abb. 16. Uchaidir. Maßstab 1:2000.

in den Sefewidenpalästen von Isfahan und Aschraf, beide von Abbas dem Grossen (1587—1629) begonnen und von seinen Nachfolgern erweitert und erneuert, taucht die alte iranische Bauweise wieder auf. In grossen Parks liegen hier die Einzelhäuser, die immer wieder den gleichen Typus wieder-

holen — wie schon in Persepolis und Hatra — unregelmässig verstreut<sup>1)</sup>. Schon dem britischen Reisenden Thomas Herbert, der 1628 Persien besuchte,

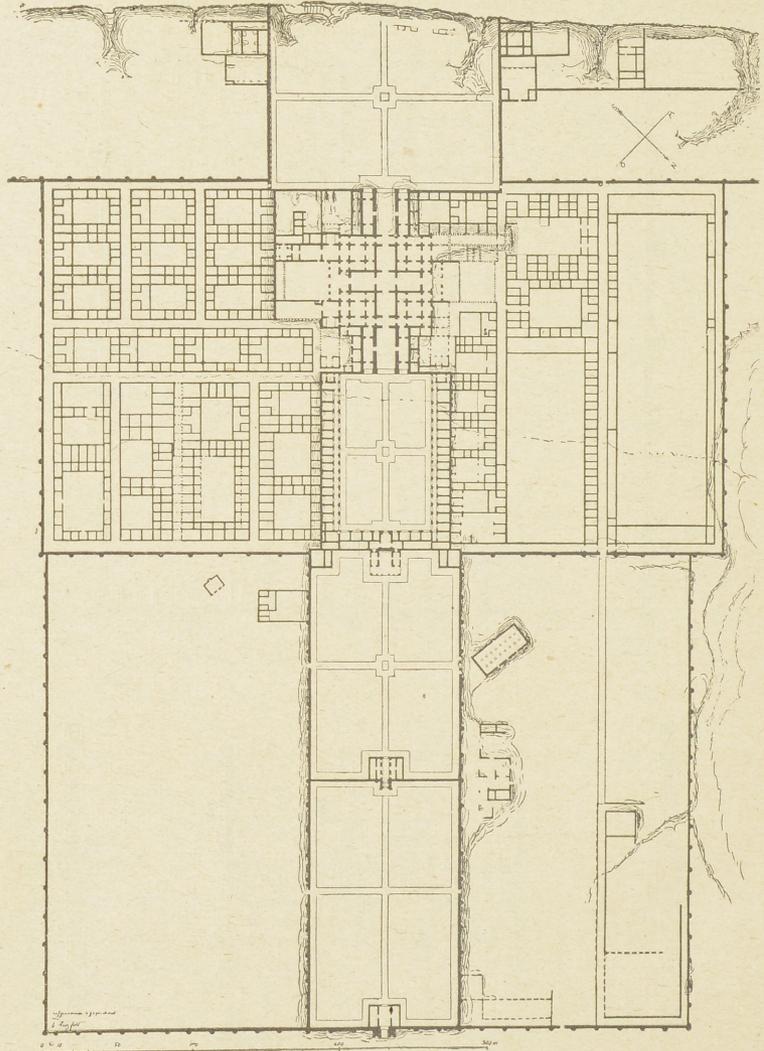


Abb. 17. Balkuwara in Samarra. Maßstab 1:5000.  
(Aus Gothein, Geschichte der Gartenkunst I 153.)

fiel der Mangel einheitlicher Komposition unangenehm auf, wie sie das europäische Barock verlangte<sup>2)</sup>.

1) Isfahan: P. Coste, *Monum. mod. de la Perse*, 1867, Taf. 3; Sarre, *Denkmäler persischer Baukunst*, 1910, S. 73 Abb. 92; M. L. Gothein, *Gesch. der Gartenkunst I*, 1914, S. 169 Abb. 114. — Aschraf: J. de Morgan, *Mission scientifique en Perse I*, *Études géographiques* 1894, S. 181 Abb. 85; Sarre a. a. O. S. 102 ff. Abb. 136; Gothein a. a. O. S. 172 Abb. 117.

2) Thomas Herbert, *Some years travels into Africa and Asia*, 1638, S. 168 (nach

Mehr Geschlossenheit und Regelmässigkeit zeigen wieder die Paläste der Mongolenkaiser in Indien, in denen wohl die Kalifenpaläste von Bagdad stärker nachwirken<sup>1)</sup>. Sie setzen sich aus mehreren Gartenhofsystemen mit mehr oder weniger durchlaufenden Achsen zusammen, aber innerhalb dieser in sich ganz symmetrischen Hof- bzw. Gartenanlagen liegen die grossen Audienzhallen, der grössere Diwan i Amm für die öffentlichen und der kleinere Diwan i Khass für die privaten Audienzen, doch wieder völlig isoliert (vgl. Abb. 18—20). Dasselbe System der isolierten Einzelhallen zeigen auch die hinterindischen Paläste in Birma

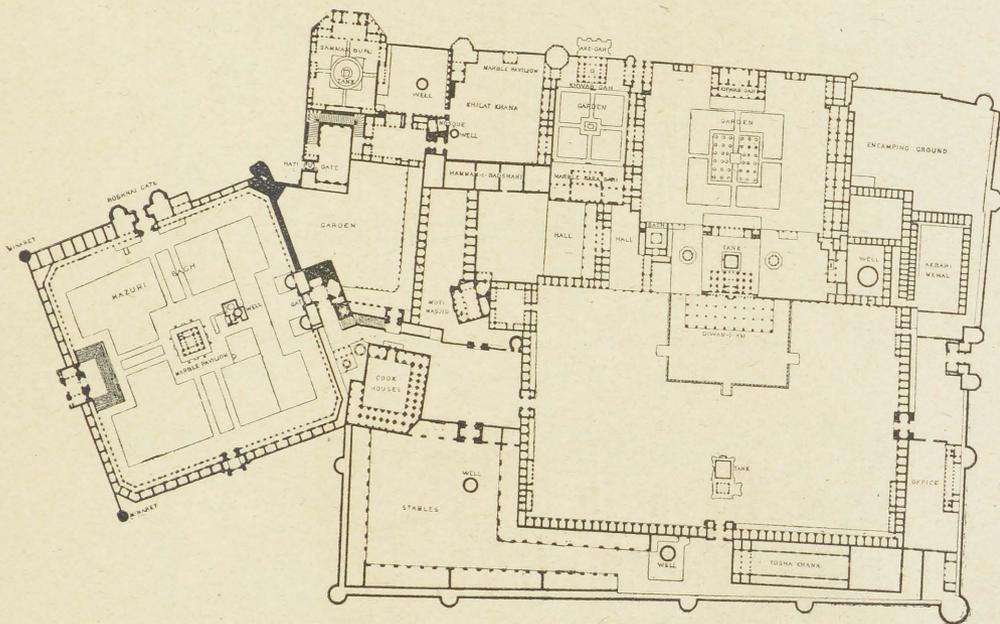


Abb. 18. Palast in Lahore. Maßstab 1 : 5000.

und Siam bis in die neueste Zeit<sup>2)</sup>. Vor allem aber ist die ganze ostasiatische Baukunst, sowohl im Tempel- wie im Palastbau, von diesem Prinzip beherrscht<sup>3)</sup>.

Sarre a. a. O. S. 107; in der mir zur Verfügung stehenden 4. Aufl. des Herbertschen Reisewerks von 1677 suchte ich die entsprechende Bemerkung vergebens).

1) Lahore: H. H. Cole, Buildings in the Pundjab, 1884 (Preservation of national monuments, India); Fergusson, Hist. of ind arch. II<sup>2</sup>, 1910, S. 303 Abb. 430. — Agra: Keene, Handbook of Agra; Baedekers Indien, 1914, S. 163. — Fathpur-Sikri: E. W. Smith, The moghul architecture of Fathpur-Sikri III, 1897, Taf. A und B; Baedekers Indien S. 169. — Delhi: Fergusson a. a. O. S. 309 ff. Abb. 431; danach Saladin, Manuel de l'art musulman I (architecture), 1907, S. 573 Abb. 412; Baedekers Indien S. 180.

2) L. de Beylié, L'architecture hindoue en extrême orient, 1907, S. 133 ff., 166, 320 ff.

3) Boerschmann, Die Baukunst der Chinesen I, 1911, II 1914; ders., Zeitschr. f. Ethnologie XLII, 1910, S. 390 ff.; Münsterberg, Chines. Kunstgesch. I, 1910, S. 68 ff. 77 f.; M. L. Gothein, Gesch. der Gartenkunst II, 1914, S. 319 ff. 341; Plan des kaiserl. Palastes in Küntschou (Prov. Hupei, XV. Jahrh.) bei A. Tafel, Meine Tibetreise I,

Allerdings wird die Erscheinung hier nicht mehr von Persien beeinflusst, sondern bodenständig sein. Das wird nicht nur durch Erwägungen allgemeiner

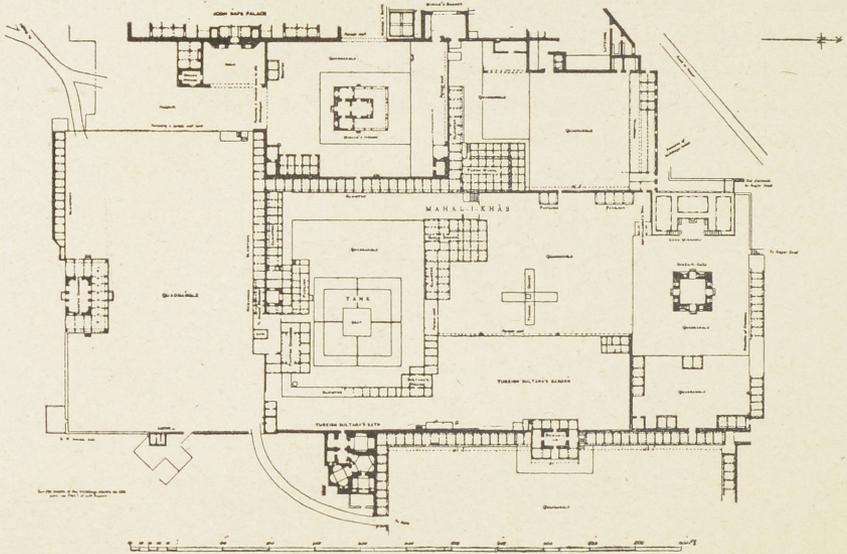


Abb. 19. Palast in Fathpur Sikri. Maßstab 1:5000.

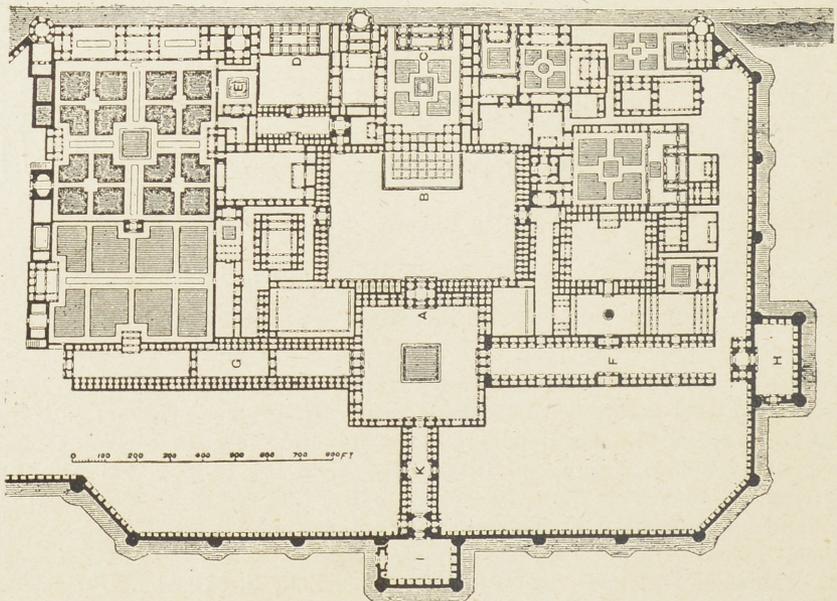


Abb. 20. Palast in Delhi. Maßstab 1:7500.

geschichtlicher Natur wahrscheinlich gemacht, sondern zeigt sich auch in einer 1914, S. 19 Abb. 1; B. Melchers, China II (Tempelbau), 1921, mit zahlreichen Plänen, darunter auch mehrere Wohngehöfte; das japanische Werk von Ogawa, The Imperial city of Peking, war mir nicht zugänglich.

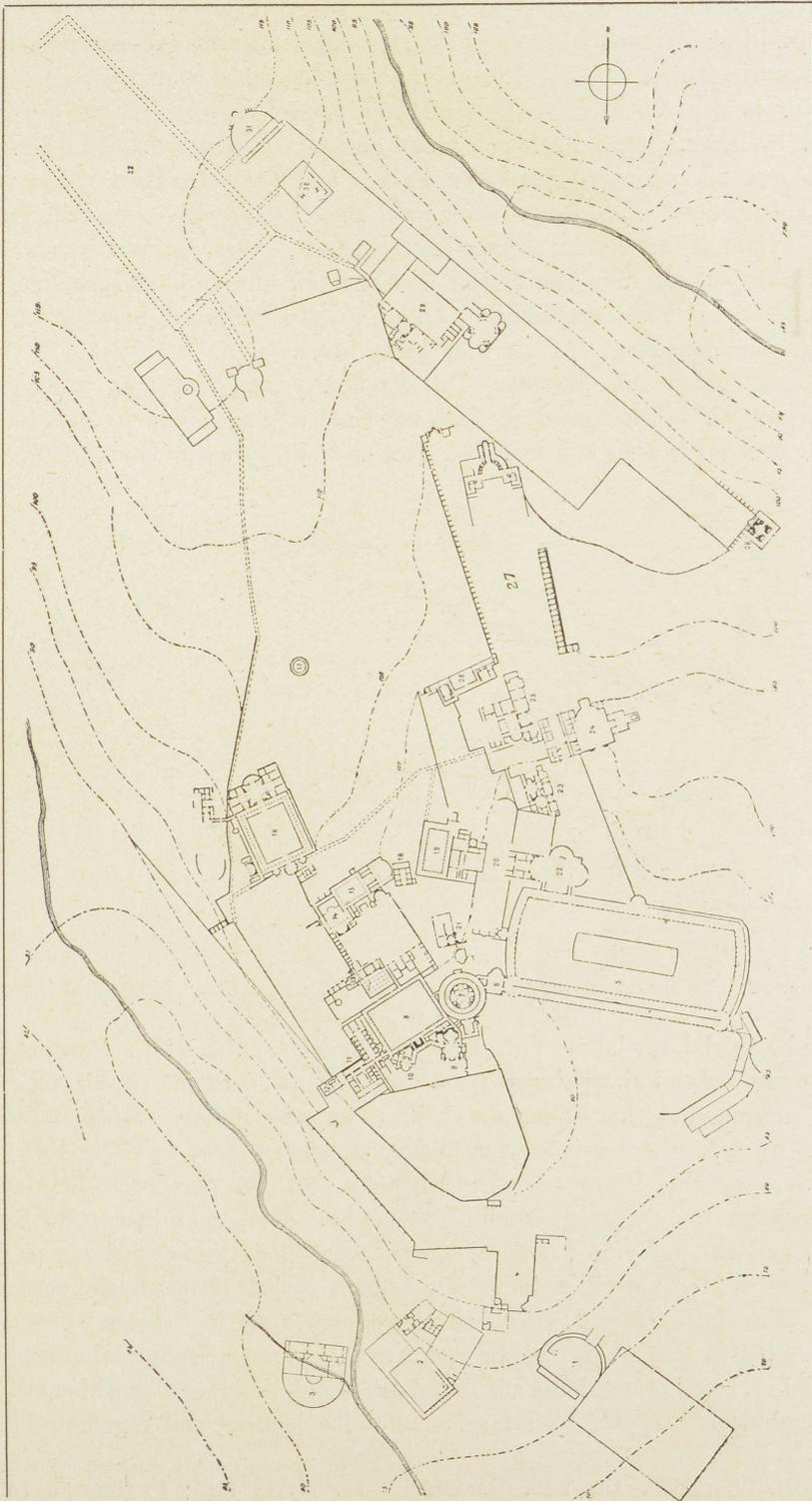


Abb. 21. Hadrians Villa bei Tivoli. Maßstab 1:7000. (Aus Gothein, Geschichte der Gartenkunst I 117.)

ganz spezifisch chinesischen, durch starren Schematismus gekennzeichneten Art der Grundrissdisposition, die von der persisch-indischen wohl zu unterscheiden ist. Nur in der regellosen Parkarchitektur mögen vielleicht Beziehungen zum Westen bestehen, wenn auch das nicht einmal wahrscheinlich ist, keinesfalls aber in den planmässig disponierten Palast- und Tempelanlagen. Hier werden die pavillonartigen Einzelhallen auch wohl zuweilen durch verbindende Portiken zu peristylähnlichen Höfen zusammengeschlossen, aber sie verlieren doch nie ihre alte Selbständigkeit und lassen im Gegenteil die Verbindungshallen immer deutlich als sekundär erscheinen. Diese Fragen bedürfen indessen einer besonderen Untersuchung, für die hier nicht Raum ist.

Doch zurück zum Westen. Das Pavillonsystem, das man wohl als spezifisch persisch bezeichnen darf, hat nun seinerseits auch den hellenistisch-römischen Palastbau beeinflusst, dem es ursprünglich fremd war. Das glän-

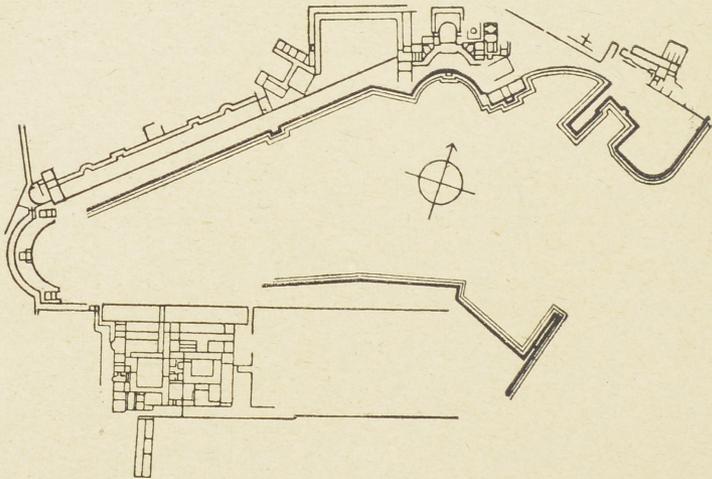


Abb. 22. Villenanlage im Val Catena auf Brioni grande. Maßstab 1:5000.

zendste Beispiel dafür ist die Villa Tiburtina Hadrians (Abb. 21)<sup>1</sup>). Zwar entspricht sie den persischen Palastanlagen nicht vollkommen, denn die einzelnen Gebäude sind immerhin in vielen Fällen durch Portiken oder peristyle Hof- und Gartenanlagen irgendwie miteinander verbunden, sie stehen nicht so völlig isoliert wie etwa in Persepolis, Hatra oder Isfahan, aber aus der regellosen, wie zufällig erscheinenden Lage der Einzelteile zueinander, dem ganz bewussten und gewollten Verzicht auf eine grosse Symmetrieachse und rythmisch komponierende Zusammenfassung zu einer baulichen Einheit spricht deutlich ein verwandter Geist. Dieselbe auflösende Tendenz macht sich auch in Villenanlagen minder grossen Stils in den Provinzen bemerkbar. Die in der Hauptsache noch dem ersten Jahrh. angehörende Villa auf Brioni grande (Abb. 22), um eine kleine Meeresbucht malerisch gruppiert, zeigt schon dieselbe lockere und regellose Planung

1) H. Winnefeld, Die Villa des Hadrian bei Tivoli, 1895; P. Gusman, La villa impériale de Tibur, 1904.

wie Tivoli<sup>1)</sup>. In der grossen lothringischen Villenanlage von Tetingen (Abb. 23) sind wohl die Einzelteile durch Portiken wieder zu einer symmetrischen Einheit verbunden, aber ihre Selbständigkeit wird dadurch kaum berührt. So liegt der zentrale Oecus in Tetingen nach hinten und beiden Seiten völlig frei, nur an der Front hängt er durch eine geschweifte Säulenhalle mit dem Ganzen, den Seitenflügeln, zusammen<sup>2)</sup>. Genau so liegt der Fall bei der kleineren

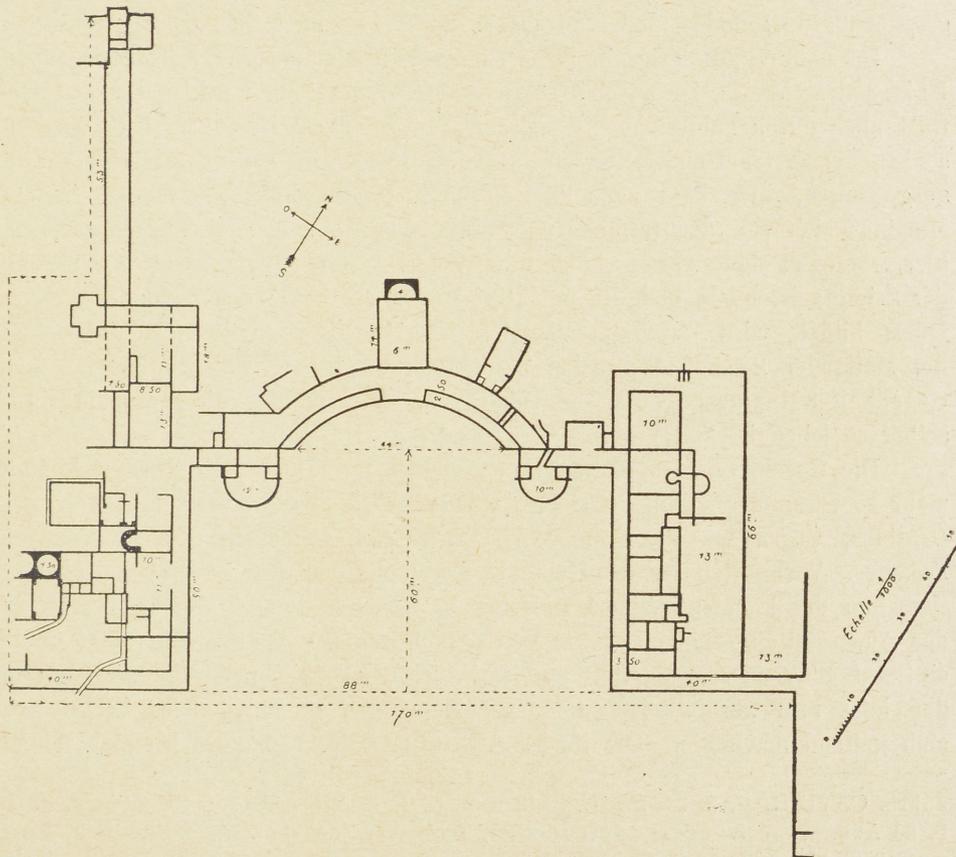


Abb. 23. Villa bei Tetingen. Maßstab etwa 1:1600. (Aus Gothein, Geschichte der Gartenkunst I 136.)

Villa von Great Witcombe (Gloucestershire), ähnlich ist es bei der Villa von Wittlich, und noch weiter vereinfacht wiederholt sich dasselbe Prinzip in Anlagen wie Leutersdorf, Kerhan und Philippeville, die z. T. wohl als reine Parkarchitekturen, bestenfalls als Sommerwohnung dienend, anzusehen sind<sup>3)</sup>.

1) A. Gnirs, Jahreshefte der österr. arch. Inst. XVIII, 1915, Beibl. S. 134 Abb. 54 (Gesamtplan).

2) K. Wichmann, Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. X, 1898, S. 192 Taf. 16; Gothein a. a. O. I, S. 136 Abb. 95; Swoboda a. a. O. S. 48 Abb. 26.

3) Great Witcombe: Lysons, Archaeologia XIX, 1821, S. 178 ff. Taf. 14. -- Wittlich: Krüger, Westdeutsche Zeitschr. XXV, 1906, S. 409 ff. Taf. 12/13; Bonner

Auch der Kaiserpalast in Konstantinopel scheint nach den zahlreichen Andeutungen, die über die Lage der Einzelteile zueinander überliefert sind, verhältnismässig locker gebaut gewesen zu sein. Der rekonstruierte Plan von Ebersolt (Abb. 24) zeigt bei sorgfältigster Verwertung aller literarischen Angaben, dass eine solche Auffassung zum mindesten sehr möglich ist<sup>1)</sup>. Gerade das Consistorium, der grosse Thron- und Audienzsaal, liegt hier völlig isoliert, wie auch der Saalbau in Trier. Dessen Deutung als das Consistorium des Trierer Kaiserpalastes dürfte also auch von dieser Seite nur eine Bestätigung erfahren.

Dass die Stadt Trier in ihrer Eigenschaft als kaiserliche Residenz einen Kaiserpalast besass, ist an sich schon selbstverständlich, wird aber zum Überfluss noch durch zahlreiche literarische Erwähnungen bezeugt. Hier ist Ausonius, der Erzieher und später einflussreiche Ratgeber Kaiser Gratians, ein- und ausgegangen, hier liess nach dem Berichte des Sulpicius Severus der heilige Martinus sich von der frommen Gemahlin des Maximus bei Tisch bedienen, hier trotzte er dem Kaiser selber den Widerruf seines Befehls zur Verfolgung der Priscillianisten ab, und die mächtige Halle, die heute den Kern des Trierer Doms bildet, wird eben dasselbe Consistorium sein, in dem im Jahre 387 der Mailänder Bischof Ambrosius als Gesandter Kaiser Valentinians II. dem Gegenkaiser Maximus jene dramatische Szene machte, über die er seinem Herrn selber so lebendig berichtet hat<sup>2)</sup>.

Die Geschichte des römischen Kernbaues im Trierer Dom lässt sich nunmehr so zusammenfassen. Errichtet wurde er in den späteren Jahren Kaiser Gratians, sagen wir rund um 375, als Repräsentationssaal des kaiserlichen Palastes. Vorbildlich für das Gebäude als Typus war wahrscheinlich das Consistorium des konstantinischen Palastes in Konstantinopel, das seinerseits in der Ausgestaltung seiner Fassade von sasanidischen Palastfassaden nicht unbeeinflusst gewesen sein dürfte. Es ist ja die Zeit, wo persische Einflüsse in der jetzt rein absolutistischen Monarchie in den verschiedensten Richtungen sich geltend machen<sup>3)</sup>. Die innere Ausstattung des Gebäudes bestand, abge-

---

Jahrb. CXVII, 1907, S. 248 ff.; Gothein a. a. O. I, S. 137 Abb. 96; Swoboda a. a. O. S. 56 Abb. 32. — Leutersdorf: Hettner, Jahresber. d. Ges. f. nützl. Forsch. in Trier von 1878—81 (Trier 1882) S. 52 ff. Taf. 5; Swoboda a. a. O. S. 108 Abb. 53. — Kerhan (bei Schloss Arradon, Morbihan): L. Galles, Bull. de la soc. polymathique du Morbihan 1865 (Vannes 1866) S. 73 ff. mit Plan. — Philippeville: A. Ravoisié, Exploration scientif. de l'Algérie pendant 1840—42, Beaux arts, architecture et sculpture, 1846 Taf. 45 und 68; Delamare, Explor. scientif. de l'Algérie pendant 1840—45, Archéologie, 1850, Taf. 43—45; ders., Mém. des ant. de France XXIV, 1859, S. 171 ff. Taf. 1 Abb. 2.

1) J. Ebersolt, *Le grand palais de Constantinople et le livre des cérémonies*, 1910. Im allgem. vgl. Oberhummer in Pauly-Wissowas R. E. unter Constantinopel; dazu neuerdings M. L. Gothein a. a. O. I, S. 143 und Wiegand, *Arch. Anzeiger* 1914, S. 100 ff.

2) Vgl. die Textquellen im Anhang.

3) Darüber zusammenfassend E. Kornemann bei A. Gereke und E. Norden, *Einleitung in die Altertumswissenschaft III*<sup>2</sup>, 1914, S. 301 f. Während für das Abendland Byzanz der Vermittler ist, bringen später die Araber persisches Kulturgut bis

sehen von der mehrfarbigen Marmortäfelung und dem Goldglasmosaikbelag an Wänden und Decke, hauptsächlich aus einem grossen Wasserbecken in der

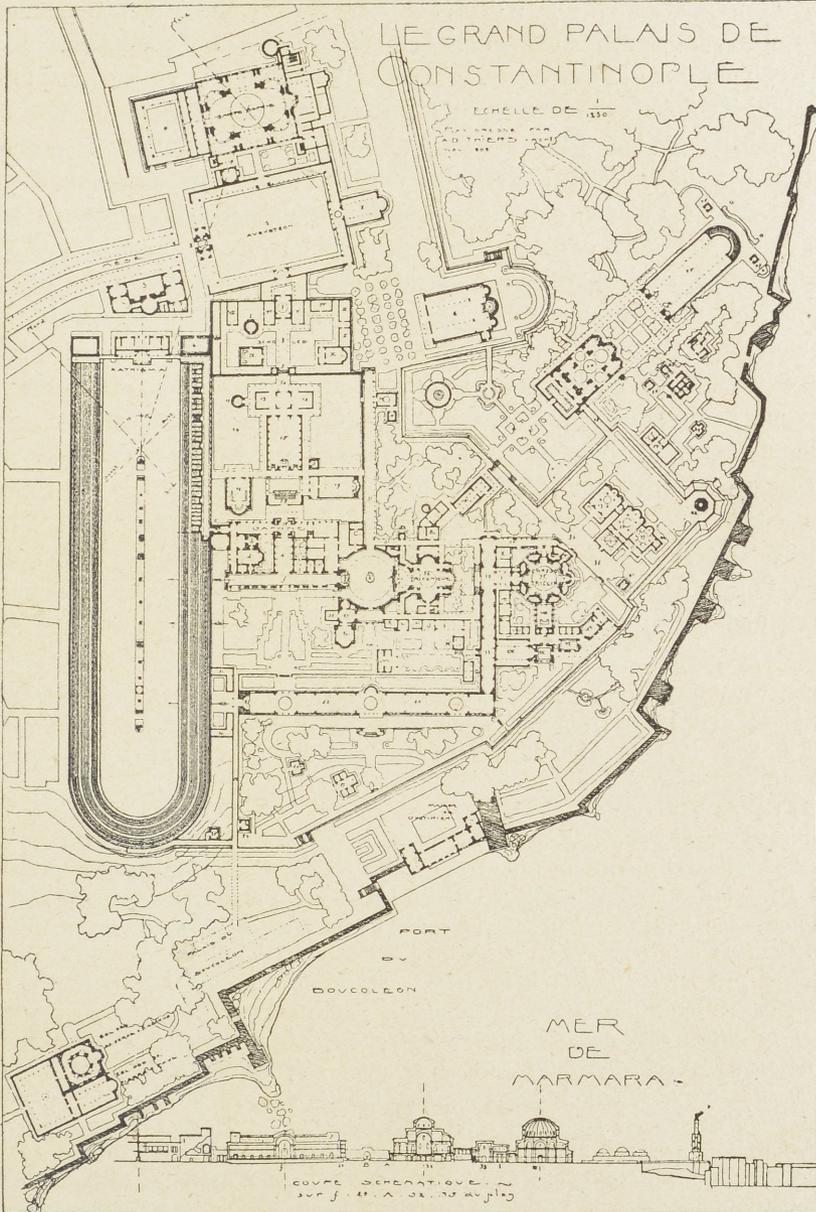


Abb. 24. Kaiserpalast in Konstantinopel, Rekonstruktion des Grundrisses von J. Ebersolt (R 15: Consistorium). Maßstab 1:5000.

in den Sudan, vgl. C. H. Becker, Islam IV, 1913, S. 310. — Auch die Aussenwandgliederung der sog. Basilica in Trier (Chr. W. Schmidt, Baudenkmale der röm. Periode und des Mittelalters in Trier V, 1845, Taf. 4), m. W. das älteste Beispiel der Art in der römischen Baukunst, ist schon am Palast des Ardaschir Papakan zu Firuzabad

Mitte und einer Estrade mit Thronbaldachin dahinter. Ob mit der Erweiterung der Estrade nach vorn über das gleichzeitig verschwindende Wasserbecken hinweg zugleich ein Wechsel in der Verwendung des Gebäudes verbunden war, lässt sich nicht entscheiden, ist aber wohl möglich. Es wäre dann wohl nur an die Umwandlung in eine Gerichtshalle zu denken, die nach der endgültigen Aufgabe der Stadt als kaiserliche Residenz i. J. 390 stattgefunden haben könnte. Eine Verordnung der Kaiser Arcadius, Honorius und Theodosius vom Jahre 407 gestattet ausdrücklich, dass unbenutzte palatia, d. h. kaiserliche Paläste, als praetoria (Regierungsgebäude) benutzt werden. Später (i. J. 471 oder 513) ist eine solche anderweitige Verwendung leer stehender palatia geradezu befohlen worden, um sie vor dem Verfall zu schützen<sup>1)</sup>. Als dann mit der Verlegung der Regierung nach Arles zu Beginn des fünften Jahrhunderts auch die Verwendung als Gerichtshalle aufhörte, wird als der nunmehr mächtigste Mann der Bischof seine Hand auf das Gebäude gelegt und es als Kathedralkirche eingerichtet haben<sup>2)</sup>. Nach einem vernichtenden Brande, dessen Zeit nicht genau zu bestimmen ist, wurde die „senior domus“ vom Bischof Nicetius um die Mitte des VI. Jahrhunderts im alten Umfange wieder hergestellt und hat in dieser Form bis in den Anfang des XI. Jahrhunderts, zuletzt allerdings sehr baufällig, weiter bestanden. Unter den Bischöfen Poppo und Hillin hat der alte Römerbau dann grosse Erweiterungen erfahren und die Gestalt erhalten, die er im wesentlichen noch heute zeigt.

(vor 226) vorgebildet, vgl. Coste et Flandin, Voyage en Perse I Taf. 41 (Aussenseite, mit Halbsäulen) und 41 bis (Hofseite, ohne Halbsäulen), Dieulafoy, L'art antique de la Perse IV, 1885, S. 44 ff. Abb. 29 und 30 und Taf. 9–11. Vermittler wird auch darin Konstantinopel gewesen sein.

1) Codex Theodosianus VII, 10, 2: „*Ordinariū iudices in remotis ab aggere publico civitatibus, si praetoria non sint, metu legis adempto, quae de palatiis lata est, in aedibus, etiamsi palatii nomine nuncupentur, commanendi habeant facultatem.*“ — Codex Justinianus I, 40, 15 (14): „*Nulli iudicum qui provincias regunt in civitatibus, in quibus sacra palatia vel praetoria sunt, liceat relictis his privatorum sibi domus ad habitandum veluti praetoria vindicare, sed sacratissima modis omnibus inhabitare palatia seu praetoria, ut hac necessitate compellantur eorum reparationi providere. Ubi autem et palatium est et praetorium, palatium quidem habitationi praesidis, praetorium autem suscipiendis conservandisque speciebus publicis horreorum vice vel aliae necessariae rei deputetur. Quod si quis aliquando dissimulare temptaverit, protinus eum atque officium quinquaginta librarum auri multam ad reparandum sacrum quod neglexerit palatium solvere sancimus.*“ Vgl. W. A. Diepenbach, Palatium in spätrömischer und fränkischer Zeit, 1921, S. 47 f.

2) Eine Umwandlung aus ehemaligen Hallenbauten profanen Charakters ist mit mehr oder minder grosser Wahrscheinlichkeit auch für andere Kirchen von ungewöhnlichem Grundriss vermutet worden, so für S. Lorenzo in Mailand (Dehio, Die kirchl. Baukunst d. Abendl. I, 1884, S. 49 f.; Strzygowski, Jahrb. der preuss. Kunstsammlungen XXV, 1904, S. 233; dagegen Delbrück, Archäol. Anzeiger 1913, S. 132 ff.), S. Vitale in Ravenna (F. Priess, Zeitschr. f. Bauwesen LXIV, 1914, S. 263 ff.), S. Maria de Naranco (A. Haupt, Die Baukunst der Germanen, 1909, S. 208 ff.).

## Anhang.

## Literarische Zeugnisse.

Da die Textquellen zur Geschichte unseres Gebäudes nicht jedem Leser des Jahrbuches leicht zur Hand sein werden, so wird es nicht unwillkommen sein, wenn sie hier neu abgedruckt werden. Dabei können die Zeugnisse für einen Kaiserpalast der konstantinischen Zeit, die sich in den gleichzeitigen Panegyrici finden, füglich ausser Acht bleiben. Es werden also nur diejenigen Zeugnisse aufgeführt, die sich mit Sicherheit oder grosser Wahrscheinlichkeit auf den in Rede stehenden Bau beziehen lassen.

1. Ausonius in der Danksagung für die Consulatswürde v. J. 379 (Ausg. Peiper, 1886, S. 354):

Quis, inquam, locus est, qui non beneficiis tuis agitet, inflammet? Nullus, inquam, imperator Auguste, quin admirandam speciem tuae venerationis inentiat: non palatium, quod tu, cum terribile acceperis, amabile praestitisti; non forum et basilicae, olim negotiis plena, nunc votis pro tua salute susceptis: nam de sua cui non te imperante securitas? non curia honorificis modo laeta decretis, olim sollicitis maesta querimoniis; etc. —

2. Ambrosius, epistola XXIV (gerichtet an Valentinian II. als Bericht über seine zweite Gesandtschaft an Maximus i. J. 387), Ausg. Ballerini V, 1881, S. 420 § 2 ff.:

Cum pervenissem Tre viros, postridie processi ad palatium. Egressus est ad me vir Gallicanus, praepositus cubiculi, eunuchus regius. Poposci adeundi copiam; quaesivit num rescriptum haberem clementiae tuae. Respondi habere. Retulit non posse me nisi in consistorio videre. Dixi non esse hunc morem sacerdotalem, certe esse aliqua de quibus serio deberem cum suo principi confabulari. Quid plura? Consuluit eum, sed eadem referenda credidit; ut liqueret etiam priora ex illius arbitrio deprompta. Dixi tamen alienum id quidem a nostro munere, sed me recepto officio non defuturum; gratam mihi esse humilitatem in tuo praesertim, ed quod verum est, fraternae pietatis negotio. Ubi sedit in consistorio, ingressus sum; adsurrexit, ut osculum daret. Ego inter consistorianos steti. Hortari coeperunt alii, ut adscenderem; vocare ille. Respondi ego: Quid oscularis eum, quem non agnoveris? Si enim me agnovisses, non hoc loco videres. Commotus es, inquit, episcope. Non, inquam, iniuria, sed verecundia, quod alieno consisto loco. Et prima, inquit, legatione ingressus es consistorium. Nec illud, inquam, mei erroris fuit: vocantis, non ingredientis vitium est. Cur, inquit, ingressus es? Quia, inquam, tunc ut inferiori pacem petebam, nunc ut aequali. Cuius, inquit, beneficio aequali? Respondi: omnipotentis dei, qui Valentiniano regnum, quod dederat, reservavit. Ad postremum erupit dicens: Quoniam me lusistis tu et ille Bauto, qui sibi regnum sub specie pueri vindicare voluit, qui etiam barbaros mihi immisit: quasi ego non habeam, quos possim adducere; cum mihi tot millia barbarorum militent et annonas a me accipiant. Quod si ego tunc temporis quando venisti, non fuissem retentus, quis mihi obstitisset et virtuti meae? Ad

haec ego leniter: non opus est, inquam, ut commovearis, cum causa nulla sit commotionis; sed patienter audias, quae referantur istis etc.

3. Aurelius Augustinus in den *Confessiones*, VIII cap. 6 (geschrieben um 400; das geschilderte Ereignis war 386), *Ausg.* Knöll, 1898, S. 154, 7:

Et erat monasterium Mediolani plenum bonis fratribus extra urbis moenia sub Ambrosio nutritore, et non noveramus. pertendebat ille et loquebatur adhuc, et nos intenti tacebamus. unde incidit, ut diceret nescio quando se tres alios contabernales tuos, nimirum apud Treveros, cum imperator pomeridiano circensium spectaculo teneretur, exisse deambulatum in hortos muris contiguos etc. — S. 154, 29: maiorne esse poterit spes nostra in palatio, quam ut amici imperatoris simus? — S. 155, 18: isti autem nihil mutati a pristinis fleverunt se tamen, ut dicebat, atque illis pie congratulati sunt et commendaverunt se orationibus eorum et trahentes cor in terra abierunt in palatium, illi autem affigentes cor caelo manserunt in casa etc. —

4. Sulpicius Severus im *Dialogus* II 6, 14 (geschrieben i. J. 404, das Ereignis etwa 385), *Ausg.* Halm, 1866, S. 187:

Et quia palatium semel ingressi sumus, licet diversis in palatio temporibus gesta conectam: nequaquam enim praetermittendum videtur circa Martini admirationem reginae fidelis exemplum. Maximus imperator rem publicum gubernabat etc. . . . hic Martinum saepius evocatum receptumque infra palatium venerabiliter honorabat (es folgt die Geschichte von der Kaiserin, wie sie den Martinus beim Mahle bedient).

*Dialogus* III 11,8 und 13,1 (geschr. 404, das Ereignis war 386 bei der Synode in Trier), *Ausg.* Halm S. 209, 14:

postridie palatium petit (näml. Martinus). — S. 210, 27: quod ubi Martino compertum est, iam noctis tempore palatium irupit.

5. Venantius Fortunatus, *Carm.* III 11, v. 21 ff. („De Nicetio archiepiscopo Trevirensi“, gedichtet als Bischofslob i. J. 566, vgl. W. Meyer, *Der Gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus*, *Abh. d. Gött. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. N. F.* IV 5, 1901, S. 11), *Ausg.* Leo, 1881, S. 64:

Templa vetusta dei revocasti in culmine prisco

Et floret senior te reparante domus.

Hinc populis longos tribuas pia vota per annos

Et maneat pastor, ne laerentur oves.

6. Brief des Bischofs Rufus an Nicetius, geschrieben um 550, *Ausg.* Gundlach in *Monum. Germ. hist. epist.* tom. III, 1892, S. 133:

Dum suavissimis pietatis vestrae imperiis plena devotione formulari con- tendo, harum portitores artifices, de partibus Italiae accitus et sacramentorum legationi securitate traditus, ad vos, Domino ducente, transmissi.

Vgl. dazu den Brief des Gogus (v. J. 568?), *Ausg.* Gundlach a. a. O. S. 134f.: Sed nec illum insalutatum relinquo (gemeint ist Nicetius), cuius gressibus indesinenter sanctorum limina visitantur et nunc super Mosellae litoribus praecelsa templi cernitur construxisse iam culmina, et de cuius doctrina regum sunt ornata palatia.

7. Gregorius episcopus Turonensis († 594), Vitae patrum XVII (De sancto Nicetio Trevirorum episcopo) c. 4, Ausg. Krusch, 1885, S. 731, 13ff.:

Cum autem lues inguinaris Trevericum populum in circuitu civitatis valde vastaret, et sacerdos Dei pro ovibus commissis Domini misericordiam imploraret assidue, factus est sonus de nocte magnus tamquam tonitruum validum super pontem amnis, ita ut putaretur urbs ipsa dehiscere. Cumque omnis populus exterritus in lectulis resedisset, letifero eis interitum operiens, audita est in medio rumoris vox una ceteris clarior, dicens: „Et quid hic, socii, faciemus? Ad unam enim portam Eucharius sacerdos observat, ad aliam Maximinus excubat, in medio versatur Nicetius; nihil hic ultra praevalere possumus, nisi sinamus hanc urbem eorum tuitioni.“

8. Altmann, Vita S. Helenae cap. 9 (IX. Jahrh., vgl. oben S. 138), nach Sauerland, Trierer Geschichtsquellen S. 162:

Beata igitur Helena oriunda Trevirensis tantae fuit nobilitatis secundum honestatem et dignitatem praesentis vitae, ut paene tota ingentis magnitudinis civitas computaretur in agrum sui praedii. Quod usque hodie demonstrat domus eius, facta ecclesiae pars maxima, in honore beati Petri apostolorum principis in sedem episcopalem metropolis dicata, adeo ut vocetur et sit prima sedes Galliae Belgicae; nec non et cubile regiae ambitionis factum in eadem urbe opere mirabili; siquidem pavimentum variis marmoribus velut in regia Xerxis cognomento Assueri Pario fuit lapide stratum; et parietes auro fulvo velut hyalino textu perlucidi fuerunt facti, sicut tempore Salomonis aula eius de lignis thynis composita et laquearia in modum cryptae pretiosis marmoribus caelata et anaglypha; nec non et cubile aureis zetis instructum atque insignitum; omnibus his portendentibus speciem veritatis futurae, ut cum ea transirent in ornamenta ecclesiae; quae omnia alti sanguinis excellentiam et ingentem atque praecipuum omni saeculo demonstraverunt nobilitatem et magnorum regum successione regiam prolem atque antiquae prosapiae magnitudinem.

9. Vita S. Agricii, VII 32 (geschrieben zwischen 1070 und 1090, vgl. oben S. 139), nach Sauerland a. a. O. S. 205:

Quod usque hodie monstratur, dum domus beatissimae imperatricis Helenae, quae rogatu eiusdem mulieris sanctissimae a beato Agricio patriarcha in honore principis apostolorum Petri in sedem episcopalem metropolis dicata et incomparabilis meriti thesauro, clavo videlicet ac ceteris domini reliquiis, est nobilissime dotata specialiterque honorata, prima nimirum Galliae et Germaniae sedes est et vocatur.

10. Gesta Treverorum c. 19 (geschrieben etwa 1101), nach Monumenta Germaniae historica X (scriptores VIII), 1848, S. 152:

Anno dominicae incarnationis 368 sanctus Agricius Trebirorum praesul efficitur. Hic populum ab antiquo errore idololatriae velut alter Eucharius eripuit et domum beatissimae Helenae, exclusis ab ipsa cunctis paganismi spurciis, in honore sancti Petri dedicavit, et caput ecclesiae Treberensis ut esset instituit.

11. Gesta Treverorum c. 31, a. a. O. S. 173:

Hic Poppo ecclesiam sancti Petri iam collapsam reparavit.

12. Gesta Treverorum, Additamentum et continuatio prima c. 7 (geschrieben etwa 1132), a. a. O. S. 180:

Denique inerat ei [d. h. Popponi] permaxima sollicitudo aut de construendis ecclesiis aut de reparandis dirutarum vetustate ruinis, quorum alteri evidens perhibet testimonium ecclesia beati Petri apostoli quae domus et episcopalis sedes dicitur. Haec, ut ferunt, antiquitus fuit domus domnae Helenae, cuius rogatu ab beato Agricio primitus dedicata est in honorem principis apostolorum, quattuor marmoreis magnae altitudinis fulta columpnis, in quibus tota illa structura novem arcibus hac et illae distortis consistebat. Sed superioribus annis non paucis una columpnarum illorum longitudine sui fatigata et oneris magnitudine praegravata in praeceps ceciderat, ita ut nullus timore ruinae divinum ibi celebraret officium. Nullus quoque qui tecta reficeret audebat ascendere, propter quod diutino neglectu ad id rerum devenerat, ut iam domus oracionis non diceretur, sed a pastoribus pecus ibi partum minaretur. Hanc ipse labore magno et impensa, eiusdem columpnis quasi circum amictis basibus, quas usualis locutio pilares nuncupat, itemque arcibus prioribus laudabili arte substratis novis aliis, resolidavit etc.

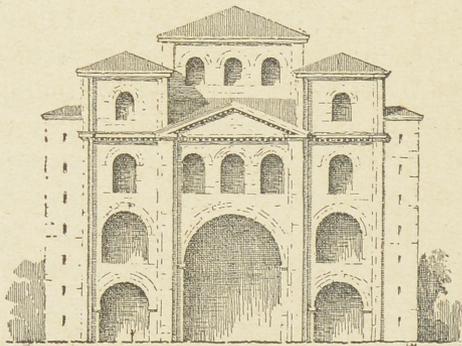


Abb. 25. Rekonstruktionsvorschlag zum Kernbau des Trierer Doms, gez. von H. Mylius. Maßstab 1:1000.